

DIE WELTWOCH



Schweiz der unbegrenzten Möglichkeiten

Die Tellerwäscher-Karriere des Tamilen Kasinathan Kethys aus Oberbütschel.
Von Andreas Kunz und Rico Bandle

Ramos will Millionen

Der ehemalige Spitzel der Bundesanwaltschaft belastet die Schweizer Strafverfolgungsbehörden und stellt neue Forderungen. *Von Philipp Gut*

Scheiden bringt nichts

Warum das Leben nach der Trennung nicht besser wird. *Von Franziska K. Müller*



Glashütte Original – mehr als 165 Jahre deutsche Uhrmacherkunst.
PanoGraph



Offizieller Partner



**8. ZÜRICH
FILM FESTIVAL**

20. – 30. September 2012

Glashütte
ORIGINAL

HANDMADE IN GERMANY

Der PanoGraph. Vollkommene Proportionen. Das Design des erfolgreichen Säulenradchronographen zeigt sich zeitgemäß in seiner charakteristischen Asymmetrie. Gestaltet entsprechend den Regeln des Goldenen Schnittes, ist der Zeitmesser Ausdruck höchster deutscher Handwerkskunst. Erfahren Sie mehr unter www.glashuette-original.com. Auch laden wir Sie ein, unsere iPhone-Applikation vom App Store herunterzuladen.

Kaum etwas bewegt die Amerikaner mehr als Geschichten von Einwanderern, die den «American Dream» gelebt haben und es mit einer Tellerwäscherkarriere nach oben schafften. Als im US-Wahlkampf kürzlich beide Parteien ihre Kongresse abhielten, besangen die Politiker aller Couleur die USA als «Land der unbegrenzten Möglichkeiten». Das ist sicher korrekt. Ebenso korrekt ist allerdings: Die Schweiz ist genauso ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten und der hohen sozialen Mobilität: Laut einer Studie der Universität Basel schaffen 60 Prozent der Kinder, deren Väter einkommensmässig zu den untersten



Tellerwäscherkarriere: Beizer Kethys.

25 Prozent gehören, einen sozialen Aufstieg. Bestes Beispiel für die «Schweiz der unbegrenzten Möglichkeiten» ist Kasinathan Kethys, der aus Sri Lanka flüchtete, ganz unten anfang und heute in Oberbütschel BE mit Erfolg eine Landbeiz betreibt. Andreas Kunz verbrachte das Wochenende bei Kethys und war nicht nur von dessen herzhaftem Berner Dialekt überrascht. **Seite 24**

Radioaktives Cäsium im Tee! Diese News macht Monate nach dem Unglück in Fukushima Schlagzeilen. In düsteren Worten berichteten Medien über die «radioaktiv verstrahlte Ware» – deren «Verseuchung» um Grössenordnungen unterhalb jeder Gesundheitsgefahr lag. Bei vielen Zeitgenossen brennen die Sicherungen durch, wenn der Begriff Radioaktivität fällt. Die *Weltwoche* wollte wissen, wie der Kenntnisstand über die Gefahren von Radioaktivität ist, und beauftragte das Meinungs-

forschungsinstitut Demoscope mit einer exklusiven Umfrage. **Seite 40**

Zum 65. Geburtstag von Horror-Grossmeister Stephen King hat sich der Bündner Schriftsteller Gion Mathias Cavelti nach Bangor/Maine aufgemacht, dem Wohnort Kings. Nichts in seinem Leben hat Cavelti bislang solche Angst gemacht wie die kingsche Kurzgeschichte «Die Kinder des Mais», die er als Dreizehnjähriger



Wo ist das Böse? Schriftsteller King.

gelesen hat. Ist das Böse altersschwach geworden oder immer noch am Leben? Cavelti findet es heraus. **Seite 46**

Wer hat die Macht in Hollywood? «Die Komponisten sind die wirklichen Stars», sagt Oscar-Preisträger Robert Kraft. «Sie schüren Emotionen und erzählen den Film.» Kraft hat die Musik zu 300 Kinofilmen produziert. Diesen Samstag ist er Gast am «International Radio Festival» in Zürich. Vorher erreichte ihn Urs Gehrig per Telefon – und bedauerte, dass man die *Weltwoche* nicht hören kann. Kraft sang durch das ganze Interview Filmmelodien: Von «Baaara! Baaara!-bara-para!» («Der Weisse Hai») bis zu «Baparapaaa – Baaaparaa» («Indiana Jones»). Filmmusik sei wie der Wind, so Kraft. «Man hört sie kaum, aber sie dringt tief in die Seele ein und entzieht dem Zuschauer die Kontrolle über seine Gefühle.» **Seite 52**

Gemäss der neusten Schweizer Leserforschungstudie (WEMF/MACH Basic 2/2012) hat die *Weltwoche* seit dem Frühjahr 10 000 Leserinnen und Leser dazugewonnen und wird neu von 314 000 Personen gelesen. Dieses Vertrauen in unser Blatt freut uns sehr, und wir bedanken uns dafür. *Ihre Weltwoche*

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: aboservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 225.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)
Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Paul Engeler, Urs Gehrig, Andreas Kunz, Christoph Landolt, Daniela Niederberger, Alex Reichmuth, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Florian Schwab, Lucien Scherrer, Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Markus Gisler, Pierre Heumann, Peter Hostenstein, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Daniele Muscionico, Deborah Neufeld, Kurt Pelda, Pia Reinacher, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Adam Schwarz (*Leitung*), Verena Tempelmann, Pearlie Frisch (*Assistentin*)

Layout: Tobias Schär (*Leitung*), Silvia Ramsay

Korrektur: Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

Geschäftsführer: Sandro Rügger

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*), Christine Lesnik (*Leitung Stil-Ausgaben*), Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Internetverkauf: Stailamedia

Tarife und Buchungen: Tel. 044 500 13 50, info@stailamedia.com

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Dieselstrasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt ist. Es schont damit Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

printed in
switzerland

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



Bis Unternehmer Emanuel Forster mit seinen perfekt verarbeiteten Stickereien die Pariser Haute Couture inspirieren konnte, wollte er nicht ruhen.



Arbeiten Ihr Berater ebenso *exakt* wie der St. Galler Emanuel Forster?

Emanuel Forster weiss, dass eine gute Idee alleine nicht genügt.

Dass erst eine saubere Verarbeitung und die hohe Qualität des Produkts den Unterschied ausmachen.

Darum verlassen sich die Modeschöpfer weltweit auch gerne auf seine einzigartigen Stickereien.

Wir sind der Meinung, dass Sie dieselben Qualitäten auch von Ihrer Bank erwarten können.

Dass ein gutes Produkt alleine nicht genügt, sondern nur zusammen mit Expertise und einem gezielten Einsatz den gewünschten Erfolg bringt.

Bis Sie in sämtlichen finanziellen Angelegenheiten auf unsere kompetente Unterstützung zählen können, dürfen Sie sich auf eines verlassen:

150
Jahre

Wir werden nicht ruhen



www.ubs.com/wirwerdennichtruhen

«Erbsünde»

Bruno Zuppigers Abgang.
Ein Abendessen mit Mario Draghi. Von Roger Köppel

Im Dezember letzten Jahres deckte Urs Paul Engeler in der *Weltwoche* auf, dass der damalige Bundesratskandidat der SVP, Bruno Zuppiger, in einen Fall von versuchter Erbschleicherei verwickelt war. Der Zürcher Nationalrat musste daraufhin seine Kandidatur zurückziehen, blieb aber im Parlament und beteuerte gegenüber Parteikollegen, er sei unschuldig und habe lediglich einen Mitarbeiter zu wenig kontrolliert. Man einigte sich in der SVP darauf, dass Zuppiger Nationalrat bleiben dürfe, sofern es nicht zu einer Verurteilung oder einem Strafbefehl kommen würde. Die Staatsanwaltschaft hatte aufgrund der *Weltwoche*-Recherchen ein Verfahren eingeleitet.

Nun hat sich Nationalrat Zuppiger, ohne seine Parteikollegen zu informieren, aus eigener Initiative aus dem Parlament zurückgezogen. In seinem Rücktrittsschreiben gab er familiäre Gründe an, ausserdem sprach er dunkel von einer «erwarteten Strafe», was ein Hinweis darauf ist, dass die Staatsanwaltschaft Zuppiger strafrechtliche Konsequenzen in Aussicht gestellt haben könnte. Weiter beklagt sich der Ex-Nationalrat, er habe von seiner Partei in diesem von ihm selber verantworteten Schlamassel zu wenig Rückendeckung bekommen.

Die Partei hat im Fall Zuppiger tatsächlich nicht besonders glücklich gehandelt. Der eigentliche Fehler allerdings passierte im letzten Dezember, als die SVP-Spitze trotz Indizien an der Nomination des über die Parteigrenzen hinweg beliebten, *gmögigen* Zuppiger festhielt. Fairerweise ist anzufügen, dass die Affäre gleichsam in letzter Sekunde vor den Bundesratswahlen aufbrach und erst durch die Enthüllungen der *Weltwoche* auf die Agenda gedrückt wurde. Es ist verständlich, dass man einen langjährigen Parteimann nicht auf den ersten Verdacht hin fallenliess, doch ihr sorgloses Durchwinken hätte die SVP unter Umständen in heftigste Schwierigkeiten bringen können, wenn man sich nur vorstellt, was passiert wäre, wenn die Affäre nach Zuppigers Wahl in den Bundesrat ruchbar geworden wäre.

Irrig wirken jetzt aber die weinerlichen Anschuldigungen des Gestrauchelten an seine früheren Kollegen, von denen er sich im Stich gelassen fühlt. Wenn man der Partei einen Vorwurf machen möchte, dann höchstens den, dass sie sich loyal allzu lange hinter den Fehlbaren stellte. Eigentlich hätte sie den Parlamentarier schon im letzten Dezember auffor-



«Wir müssen uns warm anziehen»

dern können, sein Mandat niederzulegen. Man hielt sich allerdings an die Aussagen Zuppigers, welcher der Parteileitung versicherte, er wolle das anlaufende Verfahren nutzen, um seine Unschuld zu beweisen.

Tatsache ist: Zuppiger hatte während zehn Jahren versucht, die Ersparnisse einer hilflosen, da verstorbenen Mitarbeiterin für sich abzuzweigen. Sie hatte ihn auf dem Sterbebett mit der Suche nach Erben beauftragt. Der SVP-Mann fand sich selbst. Er liess sich aus dem Nachlass überzogene Honorare überweisen und beglaubigte, wie die *Weltwoche* ebenfalls aufdeckte, mit der eigenen Unterschrift den Transfer des Restvermögens auf sein eigenes Konto. Dann schob er einen Mitarbeiter vor, um sich aus der Affäre herauszuwinden.

Dass Zuppiger trotz den kristallklaren Fakten im Nationalrat sitzen bleiben durfte und sogar als offizieller Landesvertreter von Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann kürzlich noch auf eine Chinareise mitgenommen wurde, war mehr Unterstützung, als der schillernde Zürcher verdiente.

Die Schweiz wird in Europa immer mehr zum Sonderfall. Letzte Woche war ich an der Medientagung M100 in Potsdam, um an der Preisverleihung an den Präsidenten der Europäischen Zentralbank (EZB), Mario Draghi, teilzunehmen. Der Termin war pikant, denn Draghi kam eigens aus Frankfurt angereist, wo er gleichentags den EZB-Entscheid bekanntgegeben hatte, die Zentralbank werde künftig unlimitiert Staatsanleihen kaufen. Die Massnahme löste im Süden Europas Jubel, bei den Deutschen aber vorwiegend Skepsis aus. Die Deutschen sind naturgemäss alarmiert, wenn Nationalbanken die Notenpresse anwer-

fen, um Staatsschulden zu kaufen. Sie haben vor neunzig Jahren in der Hyperinflation die schlimmsten Erfahrungen damit gemacht.

Bevor Draghi den Preis entgegennahm, hielten Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble, der neue Verwaltungsratspräsident der Deutschen Bank, Paul Achleitner, sowie Ferrari-Chef Luca di Montezemolo Reden. Schäuble war brillant. Er verzichtete aus Respekt vor der Unabhängigkeit der EZB darauf, Draghi oder Draghis Entscheide zu bewerten. Stattdessen hielt er ein flammendes, sehr persönliches Plädoyer für die EU, die er als Not- und Zukunftsgemeinschaft zur Bewältigung der Globalisierung pries. Di Montezemolo lieferte ein Bild des privaten und jungen Draghi, den er von Kindesbeinen an kenne. Er beschrieb den EZB-Präsidenten als stets brillanten Schüler und, bis hin zur makellosen Kleidung, immer perfekt auftretenden Professional, der heute nur mehr ein Ziel verfolge: die Realisierung des «europäischen Traums». Draghi bedankte sich und forderte seinerseits ein «neues Design» für eine stärker politisch integrierte EU.

Die Veranstalter waren so freundlich, mich beim Abendessen Draghi gegenüber zu platzieren, und ich hatte die Gelegenheit, mich persönlich davon zu überzeugen, dass in den Augen der an diesem Tisch sitzenden, führenden Exponenten der EU das Konzept des unabhängigen Nationalstaats à la Schweiz keine sichtbare Rolle mehr spielt. *La Suisse n'existe pas*. Für Draghi wie für Schäuble war klar: Der Weg zu einem gesunden Europa kann nur über mehr EU führen. Der Euro, sagte Draghi, sei unumkehrbar. Souveränität müsse in Brüssel zusammengelegt, nationale Interessen müssten abgehalftert werden. Die Medien hätten die Aufgabe, sich stärker für Austausch und europäische Zusammenarbeit auszusprechen, anstatt die alte Leier nationaler Unterschiede zu bedienen. Er wünsche sich ein stärkeres, stärker vereintes Europa. Schäuble ergänzte, die EU werde sich nicht zu einem «grösseren Staat» entwickeln, sondern sie habe eine «neue Form» der politischen *governance* zu erfinden. Von mir eingespeiste Zweifel, das Grossprojekt drohe sich zum babylonischen Turmbau auszuwachsen, wurden höflich weggelächelt.

Für die Schweiz kann die Lehre des Abends nur lauten: Wir müssen uns warm anziehen. Das Verständnis für nationale Sonderwege lässt nach. Worüber wir uns in der Schweiz freuen: Wettbewerbsvorteile eines liberalen Staates, wird in Berlin und Brüssel heute leicht als unfaire Ausbremsung der Konkurrenz gewertet. Es wird viel Geschick und Härte brauchen, um die EU davon zu überzeugen, dass die Schweiz nach wie vor als unabhängiger Rechtsstaat mit einem Anspruch auf eigene Gesetze existiert, obschon es so etwas wie die Schweiz nach dem grossen Wurf der EU-Designer eigentlich gar nicht mehr geben sollte.



«Stromschnellen»: Botschafter Gottwald. Seite 30



Dubios: Ex-Bundesanwalt Roschacher. Seite 14



Teufelszeug: Atomgegner. Seite 40



Störungsanfällig: Videokunst. Seite 57

Kommentare & Analysen

5 Editorial

11 Kommentar Präsidentin ist Präfektin

11 Im Auge Nazanin Boniadi, Heiratskandidatin

12 Kommentar Die «Big Bazooka» gegen alle

13 Personenkontrolle Zuppiger, Aebi, Rusconi, Riklin, Hauser, Huonder, Gracia

13 Nachruf Maria Becker, Schauspielerin

14 Ramos will Millionen

Wurde Ex-Bundesanwalt Valentin Roschacher erpresst?

16 Rückblick Wie der Drogenbaron die Schweiz narrete

17 Essay Eigenmietwert ist überfällig

18 Die Deutschen Temporärer Partnertausch

18 Wirtschaft Das Ausland zahlt immer

19 Ausland Von Vancouver bis Wladiwostok

20 Mörgeli Grossstadtbewohner im grünen Tarnanzug

20 Bodenmann Ueli der Verfassungsbrecher

21 Medien Die nackte Basler Zeitung

21 Kostenkontrolle 20,92 Millionen für ideologische Zwecke

22 Leserbriefe/Darf man das?

Hintergrund

24 Schweiz der unbegrenzten Möglichkeiten

Die Karriere des ehemaligen Flüchtlings Kasinathan Kethys

26 Integration Tüchtige haben beste Chancen in der Schweiz

28 Smajlis Fall

Immigrantin, Muslimin, Veganerin, Gewerkschafterin – wie es sich Valentina Smajli mit ihren Genossen verscherzte

30 «Sehen wir es nüchtern»

Der deutsche Botschafter in Bern, Peter Gottwald, über Kleinstaaten in der EU und den Steuerstreit mit der Schweiz

32 Euro Die Europäische Zentralbank wirft die Notenpresse an

34 Vielflieger der Nation

Teure Dienstreisen von Bundesverwaltung und Parlament

36 Mächtige Unia, willige Baumeister

Wie Gewerkschafter hohe Preise auf dem Bau durchsetzen

38 Gentech Greenpeace will «Golden Rice» verhindern

39 Essay Lob des Schweizer Gesundheitswesens

40 Strahlendes Unwissen

Repräsentative *Weltwoche*-Umfrage: Die Bevölkerung überschätzt die Gefahren von radioaktiver Strahlung

43 Jacqueline Kennedy Serie über Amerikas First Ladies (2)

44 Scheiden bringt nichts

Trennungswillige erhoffen sich ein besseres Leben nach der bisherigen Beziehung. Oft erfüllt sich diese Hoffnung nicht

46 Auf der Suche nach Stephen King

Gion Mathias Caveltys Reise an die Wirkungsstätte des weltberühmten Schriftstellers

SCHULTHESS Waschmaschinen

Die schnellsten Waschprogramme für Ihr Zuhause



Wir leisten unseren Beitrag, damit heutige und künftige Generationen in einer intakten Umwelt leben können. Die Schulthess-Geräte werden mit viel Stolz und Engagement in Wolfhausen im Zürcher Oberland produziert! Schulthess steht für:

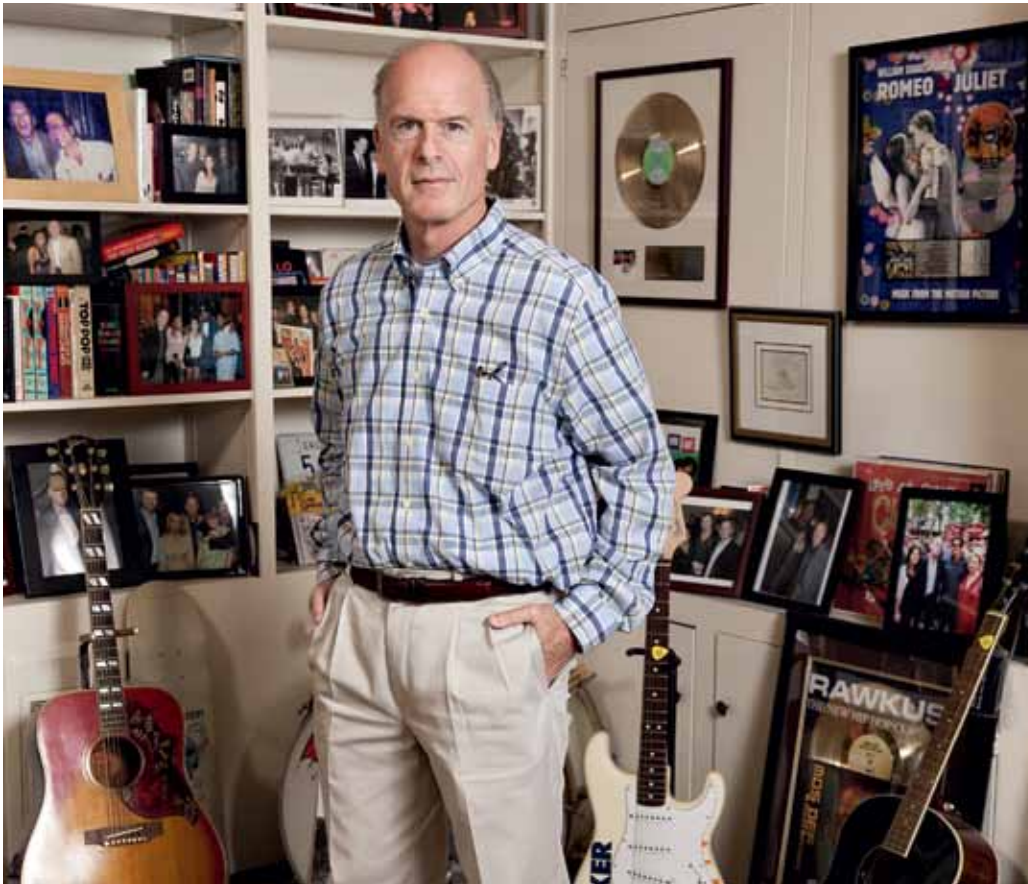
- Sehr einfache Bedienung
- Äusserst leise im Betrieb
- Niedriger Strom- und Wasserverbrauch
- Robuste Bauweise und Langlebigkeit



SCHULTHESS

Wäschepflege mit Kompetenz

Sie finden uns im Fachhandel oder unter www.schulthess.ch



«Ich habe ein klangliches Universum zur Verfügung»: Filmmusikkomponist Kraft. Seite 52

Interview

52 Der Kraft der Musik

Nicht der Regisseur, sondern der Komponist habe im Kino die Schlüsselrolle, sagt Robert Kraft, Oscar-Preisträger und Chef von Fox Music

Stil & Kultur

50 Stil & Kultur Ryan McGinley, Shootingstar

52 Bestseller

55 Jazz Jessica Pilnäs

56 Zerfall der Millionen

Kunstsammler und Museen stehen vor einem Problem: Ihre wertvolle Videokunst gibt nach und nach den Geist auf

58 Top 10

58 Kino «The Bourne Legacy»

59 Fernseh-Kritik «Balkan Charts»

60 Namen Von Alexander Pereira bis Katja Hahnloser

61 MvH Mein Alter

61 Gesellschaft Wie viel erzählt man dem Partner vom Vorleben?

62 Die Besten Ladylike und dabei jung

63 Thiel Am Hofe des Narren

63 Wein Premier Grand Cru Classé Graves Pessac-Léognan 2007

65 Auto Porsche 911 Carrera S Cabriolet

66 Hochzeit Ursula Romer und Uwe Degreif

Autoren in dieser Ausgabe

Gion Mathias Caveltz



Letzten Mai erhielt der 38-jährige Buchautor und Satiriker den Zürcher Journalistenpreis 2012. Für die *Weltwoche* reiste der Bündner an den Wohnort von Stephen King. In Bangor im US-Bundesstaat Maine wollte er dem Wirken des weltberühmten Schriftstellers auf die Schliche kommen. Seite 46

Monika Titze



Monika Titze ist freie Journalistin zu Kunstmarktthemen und PR-Spezialistin. In ihrem Beitrag beleuchtet sie ein Phänomen, das in der Kunstszene Besorgnis auslöst: Immer mehr Videokunstwerke gehen kaputt und müssen mit viel Aufwand gerettet werden. Seite 56

Abonnenten profitieren.



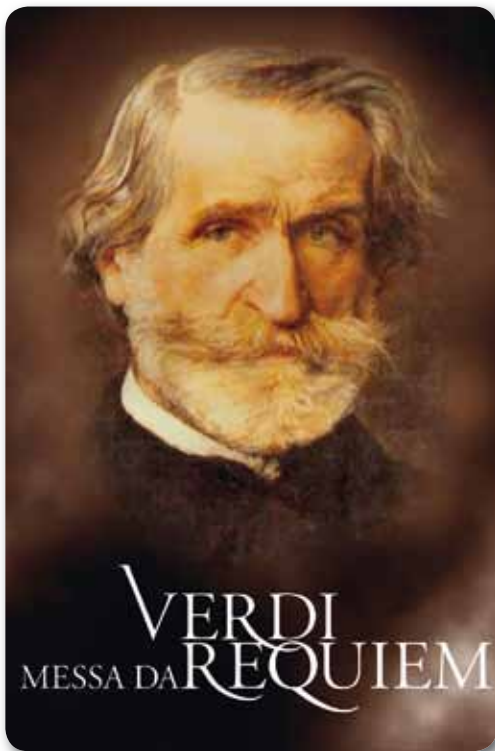
Wöchentlich ausgewählte Angebote aus den Bereichen Unterhaltung, Kultur und Reisen.
www.weltwoche.ch/platinclub

DIE WELTWOCH

strellson

SHOP AT STRELLSON.COM





Giuseppe Verdi

Messa da Requiem im KKL Luzern

Das Verdi-Requiem gehört zu den bekanntesten und populärsten Werken der Chorsinfonik. Unter der Leitung von Manfred Obrecht präsentieren die Philharmonie Baden-Baden und der Zürcher Konzertchor das Requiem zu Allerheiligen (1.11.2012) im KKL Luzern.

Zum Tode von Gioacchino Rossini bat Giuseppe Verdi 1868 zwölf italienische Komponisten, gemeinsam eine Totenmesse zu komponieren. Das Werk wurde fertiggestellt, aber nicht aufgeführt. Verdi griff die Idee zur Komposition eines Requiems wieder auf, als 1873 der Dichter Manzoni starb. Manzoni war wie Verdi ein Freund der italienischen Nationalbewegung. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Verdi sich nicht wirklich mit Kirchenmusik beschäftigt, lediglich in seiner Ausbildungszeit. Den für das Rossini-Requiem von ihm komponierten Schlusssatz «Libera me» nutzte Verdi als Kernstück für das neue Requiem.

Die Uraufführung fand am ersten Todestag des Dichters Alessandro Manzoni in Mailand statt. Von dort fand das Werk seinen Weg in die Welt über Paris, London und Wien. Das Verdi-Requiem gilt als die erste Komposition dieser Art, die nicht für den liturgischen Gebrauch (obwohl die Texte und die äussere Form der Liturgie des katholischen Trauergottesdienstes entsprechen), sondern für eine konzertante Aufführung geschrieben wurde. Manche Kritiker bezeichnen das Requiem auch als Verdis beste Oper.

Giuseppe Verdi Messa da Requiem

- Introitus
 • Requiem aeternam · Te decet hymnus · Kyrie
- Sequenz
 • Dies irae · Quantus tremor
 • Tuba mirum · Mors stupebit
 • Liber scriptus · Dies irae
 • Quid sum miser
 • Rex tremendae · Salva me
 • Recordare · Quaerens me · Juste Judex
 • Ingemisco · Qui Mariam · Preces meae · Inter oves
 • Confutatis · Oro supplex · Dies irae
 • Lacrymosa · Pie Jesu
- Offertorium
 • Domine Jesu · Hostias · Quam olim Abrahae
- Sanctus
- Agnus Dei
- Communio
 • Lux aeterna
- Responsorium
 • Libera me · Dies irae · Libera me
- Konzert ohne Pause

Weltwoche-Spezialangebot

Verdi-Requiem

Philharmonie Baden-Baden
 Zürcher Konzertchor
 Solisten: Rosa Elvira Sierra, Sopran
 Violetta Radomirska, Mezzosopran
 Francesco Grollo, Tenor, Flurin Caduff, Bass
 Dirigent: Manfred Obrecht
 Einstudierung Chor: André Fischer
 Donnerstag, 1. November 2012, 19.30 Uhr

Konzerttickets um 20% reduziert

Kat. I	Fr. 127.– statt Fr. 158.–
Kat. II	Fr. 119.– statt Fr. 148.–
Kat. III	Fr. 111.– statt Fr. 138.–
Kat. IV	Fr. 103.– statt Fr. 128.–
Kat. V	Fr. 79.– statt Fr. 98.–
Kat. VI	Fr. 55.– statt Fr. 68.–

Bestellung/Vorverkauf

www.obrassoconcerts.ch/weltwoche
 Tickethotline: Tel. 041 318 00 55
 Bei Buchung Kennwort «Weltwoche»
 erwähnen. Angebot ist nicht kumulierbar.
 Bearbeitungsgebühr pro Bestellung Fr. 9.80

Veranstalter

Obrasso Classic Events
www.obrassoconcerts.ch

Präsidentin ist Präfektin

Von Urs Paul Engeler — Die neue Steuerhauptstadt der Schweiz befindet sich in Paris. Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) und ihre Adlaten setzen im Département suisse die Vorgaben um.



Statthalterin internationaler Gremien: Finanzministerin Widmer-Schlumpf.

Bis zum 3. Dezember können 262 (in Worten: zweihundertzweiundsechzig) Ämter und Organisationen sich zur geplanten Änderung der Tierschutzverordnung (TSchV), der Verordnung über Ausbildungen in der Tierhaltung und im Umgang mit Tieren sowie der Verordnung über die Haltung von Nutztieren und Haustieren äussern. Solche Vorgänge laufen jährlich dutzendfach ab, heissen «Vernehmlassung» und haben sich bewährt.

Ohne jede Konsultation und ohne jede Mitteilung an die Öffentlichkeit hat der Bundesrat am 4. Juli einen Beschluss gefasst, der nicht nur den Schweizer Finanzplatz umkrempelt, sondern die Rechtsordnung des Landes: Die Schweiz werde neu auch «Gruppenanfragen» beantworten. Das sind offen formulierte und nur auf Vermutungen beruhende Gesuche um Öffnung der Steuerdaten ganzer, namentlich nicht genannter und auch nicht bekannter Personengruppen. Am 17. Juli legte der Schweizer Vertreter Stefan Flückiger diese neuste Opfergabe in Paris auf den Altar der OECD.

Der Bückling sorgte bereits damals für Erstaunen, denn das vom Parlament noch gar nicht bereinigte Steueramtshilfegesetz basiert auf ganz anderen Grundlagen, wie der Bundesrat noch 2011 versicherte: «Ausgeschlossen werden (...) sog. Gruppen- oder Sammelanfragen, bei denen die ausländische Behörde Infor-

mationen über eine unbestimmte Anzahl Personen aufgrund ihres mutmasslichen Verhaltens verlangt. Solche Anfragen gehören zurzeit nicht zum internationalen Standard und es soll ihnen daher bis auf Weiteres nicht Folge gegeben werden.»

Verstoss gegen den Rechtsstaat

Noch während die Räte über diesem Amtshilfe-Text brüteten, zündete Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) die nächste Stufe. Ohne ihre Kollegen im Bundesrat auch nur konsultiert und ohne die Meinung des Bundesamtes für Justiz eingeholt zu haben, leitete sie (Briefkopf: «Die Bundespräsidentin») der zuständigen Kommission des Nationalrats die skandalösen Anträge zu, dass ausländische Gruppenanfragen sogar rückwirkend eingebracht werden können. Die sogar von Freisinnigen begrüßte Variante sah eine nachträgliche Rechtsänderung ab 18. Juli 2012 vor: «Gruppenersuchen werden zugelassen für Informationen, welche die Zeit ab 18. Juli betreffen.» An jenem Tag hatte die OECD ihre Empfehlung publiziert.

Jede Rückwirkung ist ein Verstoss gegen ein Grundprinzip des Rechtsstaates. Zwar schrieb die Kommission diese retrospektive Anwendung nicht explizit in den Gesetzestext, der

»» Fortsetzung auf Seite 12

Nespresso mit George



Nazanin Boniadi, Heiratskandidatin.

Sie passt perfekt in das Anforderungsprofil jener Partnervermittlung, die «Akademiker und Singles mit Niveau» verkuppelt. Eine Schönheit wie aus «Tausendundeiner Nacht», geboren in Teheran, noch als Kind nach London emigriert. Ausbildung als Molekular-Biologin an einer kalifornischen Universität, wissenschaftliche Auszeichnungen auf dem Gebiet der Krebsforschung und der Abstossreaktionen bei Herztransplantationen, Leiterin eines Medizin-Magazins. Diese Erfahrungen befähigten sie im Verbund mit ihrer anziehenden Erscheinung zu einer Dauerrolle als ehrgeizige Krankenschwester Leyla Mir in der beliebten Fernsehserie «General Hospital». Ausserdem engagiert sie sich im echten Leben als Sprecherin für Amnesty International.

Leider starb Nazanin Boniadi als TV-Darstellerin nach 119 Folgen an den Folgen einer drehbuchmässigen Verseuchung durch ein Biogift. Es war fast die grössere Katastrophe als die geplätzte Verbindung mit einem Mann namens Thomas Mapother, der achtzehn Jahre älter war als sie und körperlich mit einer Grösse von 1,68 Meter eher unscheinbar, der jedoch als Tom Cruise Karriere als der grösste Draufgänger und Kassenfüller Hollywoods machte. Cruise, heute 50, rauschte als Junge durch fünfzehn verschiedene Schulen, seine Love-Stories mit den Schauspielerinnen Mimi Rogers, Nicole Kidman und Penélope Cruz zerbrachen. Seine Kirche, die Scientologen, veranstaltete vor acht Jahren in den eigenen Reihen eine Art Casting für die Richtige, und im Netz blieb die märchenhafte Nazanin hängen – allerdings nur für wenige Monate, denn angeblich missfielen dem Sektenboss David Miscavige ihre Manieren oder einfach ihr hartnäckiges Nachfragen. Zur Strafe musste Nazanin Toiletten putzen und auf der Strasse Traktate verkaufen, wie sie in *Vanity Fair* enthüllte. Tom Cruise heiratete statt sie Katie Holmes; die beiden sind gerade frisch geschieden. Nazanin, inzwischen 32 und bei Scientology ausgetreten, zeigt sich auffallend häufig mit einem andern Traummann mit schwierigem Paarungscharakter. Sie trinkt Nespresso mit George Clooney, allerdings nur im Werbespot. Peter Hartmann

noch lange nicht gelten wird. Doch diktierte etwa alt FDP-Präsident Fulvio Pelli nach der Beratung den Medien, dass dies gerichtlich wohl trotzdem durchsetzbar sein werde. Das ist die Erklärung der Kapitulation. Das bedeutet nämlich, dass jedes Papier der OECD in der Schweiz automatisch Recht wird, dass jeder Bückling des Botschafters bei der OECD das Bundesparlament ausschaltet, und zwar subito.

Tatsächlich findet sich in den Anträgen von Widmer-Schlumpf, die vom Bundesrat auch nicht abgesegnet wurden, ein Passus, der genau diesen Mechanismus vorbereitet: «Der Inhalt von Gruppensuchen richtet sich nach dem OECD-Standard.» Damit legt sie die Basis, damit jede neue Forderung aus Paris als aktueller «OECD-Standard» in der Schweiz zwangsläufig Gesetzeskraft erhält.

Dass «Die Bundespräsidentin» selbstherrlich das Regierungskollegium ausschaltet, ist ein Problem, das die sechs andern Bundesräte gelegentlich bereinigen müssten. Derzeit ist sie nur zu bremsen, wenn der Widerstand ihrer erklärten Kontrahentin Doris Leuthard (CVP) geweckt wird. Der Aargauerin gelingt es bisweilen, mit Ueli Maurer (SVP) und den beiden Freisinnigen Didier Burkhalter und Johann Schneider-Ammann eine Koalition gegen die Dominatorin zu bilden.

Nachgerade verheerend aber ist, dass die ehemalige Musterschülerin heute sklavisch jedes «Musterabkommen» der OECD kopiert und in der Eidgenossenschaft faktisch ohne Parlament und somit ohne Referendumsmöglichkeit durchsetzt. Sie agiert nicht als Kämpferin für ihr Land, sondern als Statthalterin internationaler Gremien – ergeben nach aussen, unerbittlich nach innen. Unterstützt wird sie vom ebenfalls fügsamen Staatssekretariat für internationale Finanzfragen (SIF), das sich als weit offenes Einfallstor für alle Gegner des hiesigen Finanzplatzes etabliert hat. Der einzige Bezugsrahmen der siebzig SIF-Leute ist gemäss deren Sprecher der «internationale Druck», und nicht etwa die Stabilität, Verlässlichkeit und Rechtssicherheit der Schweiz.

Dieser «internationale Druck» wird demnächst willkürliche Geldjagden («fishing expeditions») zum verpflichtenden OECD-Standard machen, dann den automatischen Austausch von Bankdaten. Wenn das SIF und die Bundespräsidentin solche Konzessionen heute negieren, hat dies den gleichen Wert wie die früheren Beteuerungen, keine Gruppenanfragen zuzulassen. Das Verhältnis von Widmer-Schlumpf zu ihren eigenen Aussagen kann übrigens im 18. Kapitel von Machiavellis «Il Principe» nachgelesen werden: «Inwieweit Herrscher ihr Wort halten sollen».

Mehr zum Thema: Seite 30

Kommentar

Die «Big Bazooka» gegen alle

Von Florian Schwab — Die EZB ist bereit, unbegrenzt Staatsanleihen zu kaufen, auch wenn sie dadurch die Kontrolle über die Inflation verlieren könnte. Das ist gefährlich.

Als EZB-Präsident Mario Draghi Ende Juli Aorakelte, die EZB werde alles tun, um den Euro zu retten («Und glauben Sie mir, es wird genug sein»), wusste noch niemand recht, was man sich darunter vorzustellen hat. Auch beim darauffolgenden Treffen des EZB-Rates Anfang August blieb Draghis Kriegserklärung an die Finanzmärkte, die dem Euro nicht mehr trauen, unkonkret. Erst letzte Woche liess er die Katze aus dem Sack, die vor allem von US-Ökonomen seit langem geforderte «Big Bazooka»: Die EZB legt ein Programm auf, um unbegrenzt Staatsanleihen von Ländern zu kaufen, die sich den Sparbedingungen des Rettungsfonds ESM fügen. Kraft dieses Bekenntnisses sanken sofort die Zinsen, die Länder wie Spanien und Italien für ihre Staatsanleihen zahlen müssen.

Fast alle Ökonomen sind sich darin einig, dass die Massnahmen der EZB in Zukunft die Inflation in die Höhe treiben können. Besonders gefährdet sind Staaten, in denen die Wirtschaft gut läuft, wie Deutschland und (dank Wechselkursgrenze) auch die Schweiz. Hier fliesst das neugeschaffene Notenbankgeld eher in den Wirtschaftskreislauf, als dies bei den Zombie-Ökonomien Südosteuropas der Fall ist, wo die wirtschaftliche Aktivität rückläufig ist.

Das ist bislang aber Spekulation, denn die EZB hat noch keine einzige Staatsanleihe gekauft, und trotzdem sanken die Zinsen. Be-

reits bei der Einführung der Wechselkursuntergrenze von 1.20 durch die SNB hatte man gesehen, dass die unbegrenzten Kapazitäten der Notenbanken an den Märkten Eindruck schinden. Als Dompueur der Investoren machte Draghi also zunächst eine ebenso gute Figur wie seinerzeit SNB-Präsident Hildebrand. Das Beispiel der SNB-Intervention zeigt aber, dass der Zauber nicht ewig hält. Sobald die Finanzmarktteilnehmer die Entschiedenheit der Notenbank testen, muss diese Geld drucken, um nicht ungläubwürdig zu werden.

Sparer werden enteignet

Trotzdem erhielt Draghi für seinen Coup mit dem Zauberwort «unbegrenzt» viel Applaus von Ökonomen. Der Schweizer Wirtschaftsprofessor Thomas Straubhaar, Direktor des Hamburgischen Weltwirtschaftsinstituts, sagte der Zeitung *Der Bund*: «Lieber etwas mehr Inflation als einen Kollaps». Er spreche nicht von zehn oder zwanzig Prozent Inflation, sondern von vier Prozent, wo sich der Schaden auch über längere Zeit «in Grenzen» halte. Dieselbe Zahl hatte sein amerikanischer Kollege Barry Eichengreen einige Tage zuvor in Bezug auf Deutschland gegenüber der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* genannt: «Deutschland kann mit einer Inflation von vier Prozent gut leben».

Vier Prozent Inflation bedeutet, dass jede Anlage, die weniger als vier Prozent Zins abwirft, das Vermögen auffrisst. Nehmen wir an, dass eine sichere, zehnjährige Anleihe einen konstanten Zins von 0,5 Prozent abwirft (was der Rendite aktueller 10-Jahres-Obligationen der Eidgenossenschaft entspricht): Absolut gesehen verliert dieses Papier in den zehn Jahren dreissig Prozent seines Wertes. Mit einem Franken kann man sich in zehn Jahren gleich viel kaufen, wie heute für 70 Rappen. Investiert man hingegen in eine Anleihe mit einer Rendite von zwei Prozent, so vermindert sich deren Wert bei vier Prozent Inflation in zehn Jahren immerhin noch um einen Fünftel.

Vier Prozent Inflation sind also Gift für Anleger, zu denen in der Schweiz über das BVG-Obligatorium jedermann zählt. Statt einem VW Passat im Alter reicht es vielleicht noch für einen Golf. Für Ökonomeprofessoren ist das vielleicht verkraftbar, denn sie wissen sich gegen Inflation abzusichern. Die Hausfrau mit dem Sparbuch und der Angestellte mit seinem ganzen Sparvermögen in der Pensionskasse werden hingegen kalt und schleichend enteignet.



Dompueur der Investoren: EZB-Präsident Draghi.

Personenkontrolle

Zuppiger, Aebi, Rusconi, Riklin, Hauser, Huonder, Gracia

Laut *Tages-Anzeiger* hat der gescheiterte Bundesratskandidat und alt SVP-Nationalrat **Bruno Zuppiger** wenigstens «im Arbeitsleben sehr gute Perspektiven». Die goldenen Aussichten basieren auf Verwaltungsratsmandaten in den beiden Firmen Engelberg Industrial Group AG und EN Management AG, die beide letztes Jahr von eingebürgerten Russen gegründet wurden und bei einem Engelberger Anwalt angesiedelt sind. Weniger optimistisch wird Zuppigers eigene Firma Zuppiger & Partner AG in Hinwil eingeschätzt. Die Plattform für aktuelle Wirtschaftsinformationen Teledata stuft den Betrieb in die zweitiefste



Hohes Risiko: alt SVP-Nationalrat Zuppiger.

Risikoklasse D («Hohe Ausfallwahrscheinlichkeit») ein: «Aufgrund der Risikoklassierung <D> empfehlen wir eine ergänzende Abklärung der Bonität durch die Bestellung einer Betreuungsauskunft oder einer recherchierten Wirtschaftsauskunft.» Die Kreditlimite für kurzfristige Verbindlichkeiten wird bei «CHF 0» angesetzt. Besonders kritische Beobachter weisen darauf hin, dass drei Firmen, in denen Zuppiger als Verwaltungsrat oder als Präsident wirkte, liquidiert wurden oder in Konkurs gingen: die Sporthotel Grotta SA in Waltensburg/Vuorz, die Baugenossenschaft Wizu Hinwil sowie die Handelskammer Schweiz-Baltikum in Zürich. (*wew*)

Vom 7. bis 14. Oktober wird eine achtköpfige Delegation der Aussenpolitischen Kommission des Nationalrats (APK) einen ausgedehnten Trip nach Kolumbien unternehmen. Den Reiseleiter gibt APK-Präsident **Andreas Aebi** (SVP, BE). Verzichtet auf den Ausflug ins südamerikanische Land hat der Tessiner SVP-Nationalrat **Pierre Rusconi**, und zwar aus Angst, wie er selbst erklärte. Er befürchtet, im Land der Farc-Rebellen sei seine Sicherheit nicht gewährleistet. Das Aussendepartement rät zwar nicht generell von Reisen nach Kolumbien ab, warnt aber ausdrücklich vor Entführungen,



Bleibt daheim: SVP-Nationalrat Rusconi.

Anschlägen, organisierter Kriminalität und dem Besuch ländlicher Gebiete. Wörtlich: «Leisten Sie bei einem Überfall keinen Widerstand, denn die Gewaltbereitschaft ist hoch.» Trotz solcher Aussichten ist auch **Kathy Riklin** (CVP, ZH), eine bekannte Vielreiserin auf Staatskosten, mit von der Partie. (*upe*)

Wer will, darf aus der Kirche austreten – dieses Recht wird von der Bundesverfassung garantiert. Das heisst aber noch lange nicht, dass Austrittsschreiben von der Kirche speditiv behandelt werden. Und noch weniger bedeutet es, von mahnenden Worten des Kirchenpersonals verschont zu werden. Eine besonders unrühmliche Rolle spielt **Matthias Andreas Hauser**, der katholische Pfarrer von Vals GR. Einem Bürger, der sich bei ihm nach dem Stand seines Austrittsbegehrens erkundigte, gab Hauser auf den Weg: «Grundsätzlich bleibt festzuhalten, dass ein Austritt aus der Kirche in jedem Fall eine grosse Dummheit darstellt, zu der ich als Pfarrer keinerlei Beihilfe zu leisten bereit bin.» Selbstredend, so Pfarrer Hauser weiter, sei zu hoffen, «dass <Ausgetretene> irgendwann wieder zur Vernunft kommen und ihren Fehler rückgängig machen. Gelegenheit dazu besteht jederzeit.» Was sagt **Vitus Huonder** dazu, der Bischof von Chur? Sieht so die Religionsfreiheit aus, für die das Bistum Chur eintritt (*Weltwoche* Nr. 32/12)? Huonders Sprecher **Giuseppe Gracia** stellt klar: «Der Bischof distanziert sich von jedem Versuch, Menschen mit dem Wunsch zum Austritt unter Druck zu setzen oder zu beleidigen.» Er selbst, Gracia, habe Hauser an einer Kirchenveranstaltung auf den Brief angesprochen. «Herr Hauser war leider unbeeindruckt.» (*cal*)



Respekt für Austretende: Bischof Huonder.

Nachruf



Letzte Tragödin: Schauspielerinnen Becker.

Maria Becker (1920–2012) — Die letzte Tragödin ist abgetreten, die Königin der Amazonen des deutschsprachigen Theaters und des Zürcher Schauspielhauses, sechzig Jahre lang kämpferische Plattform dieser Penthesilea des Wortes: Marsgeborene ihr Völkerstamm. Dutzendmal, hundertmal die Königin Elisabeth, Antigone, Andromache, Iphigenie, Johanna, Penthesilea (die eigentliche!), Claire Zchanassian, geborene Wäscher, Fräulein Doktor Mathilde von Zahnd und ... andere, viele. Wagestücke und Grenzfälle, Rosenlust und Schlacht-Phrenesie, und zwischen ihnen, aus ihnen die Becker, die aus übermenschlichen Stoffen eine menschennahe Gestalt schuf.

Da stand und da sprach eine Künstlerin, berückend genau in der Schwebung zwischen der Treue zur Künstlichkeit des Metrums und der natürlichen Freiheit zu des Herzens Meinung. Der grosse Germanist Werner Weber nannte ihre Kunst anlässlich ihres 80. Geburtstags ein «Belebungs-wunder». Wahrhaft belebte sie Zeiten und Räume, doch ein «Wunder» war sie nicht. «Es weinen über unsere Welt die Engel der Nacht», diesen Satz der Else Lasker-Schüler war auch der ihre, die Becker war eine Überlebende, die resolute Tragödin – und heimliche Komödin – hatte ihren eigenen Schicksalsstoff: Hitler, Nazigreuel, Judenverfolgung, Krieg. Diese Schauspielerinnen weinte keine Kunsttränen, ihre Emotion war Erfahrung, sie kam aus ihrem Herzen. Und im Herzen belebt sie auf wunderbare Weise weiterhin das Theater. Maria Becker, wir erheben uns zum Schlussapplaus.

Daniele Muscionico

Ex-Spitzel Ramos jagt die Schweizer Millionen

Von Philipp Gut — Ist der Schweizer Ex-Bundesanwalt Roschacher vom kolumbiaschen Drogenbaron Ramos erpresst worden? Das Parlament soll nun entscheiden, ob der dubiose Fall nochmals aufgerollt wird.

JEFFREY P. MANCIAGLI
ATTORNEY AT LAW

66 LENOX POINTE NE ATLANTA, GEORGIA 30324

TEL. 770.234.9744 FAX 404.968.2614

EMAIL: jeff.manciagli@gmail.com

September 10, 2012

To Whom it may Concern:

I traveled last week to meet with Jairo Sandoval, aka Jose Ramos, aka Alex. During my conversations with Ramos, he confirmed the following:

-- that Ramos was directed by a police official he referred to as "Tony" to do "whatever he needed" to make a money laundering case against Oscar Holenweger, even if that meant violating protocols that prohibit certain behavior or activities on the part of confidential informants operating in Switzerland.

-- that in May of 2003, Ramos requested that he be paid his reward/commission for the monies seized from the Salinas Gortari family. More specifically, Ramos met with Valentin Roschacher and others (unnamed) in a n out-of-the-way mountain/forest setting. During that meeting, Ramos requested that he be compensated as set out in his initial agreement and pressured Mr. Roschacher by reminding him that he knew about Mr. Roschacher's sexual activities in the Red Light district of Zurich.

-- that, to this day, Ramos has not been compensated with respect to the Salinas Gortari monies that were eventually forfeited.

Sincerely,



Jeff P. Manciagli

Gerüchte will es wissen. In diesen Tagen entscheidet der Nationalrat über eine parlamentarische Initiative des Aargauer Grünen mit dem Ziel, den «Fall Ramos» (siehe Kasten Seite 16) neu aufzurollen. Müller fordert die Einsetzung einer parlamentarischen Untersuchungskommission (PUK), die nur in Fällen von grosser Tragweite installiert wird. Speziell daran ist, dass der Fall bereits einmal vom Parlament untersucht worden ist, nämlich von der sogenannten Geschäftsprüfungskommission (GPK), der damals auch Gerüchte angehörte. Doch die Ergebnisse der Arbeit sind Müller nur noch peinlich. Der GPK-Bericht, den er und seine Parlamentskollegen unter der Leitung von Lucrezia Meier-Schatz (CVP) im Jahr 2007 vorgelegt haben, müsse «heute als unvollständig bezeichnet und in wesentlichen Teilen als falsch beurteilt werden», schreibt Müller in seiner Initiative.

Der selbstkritische Grüne stösst sich daran, dass die Parlamentarier – und damit die Öffentlichkeit – von den verantwortlichen Justizbehörden systematisch in die Irre geführt worden sind. Der GPK seien «Informationen bewusst und illegalerweise vorenthalten» worden. Auch hätten die Justizbehörden mehrfach und «wider besseres Wissen falsche Antworten gegeben», schreibt Müller. Auf dem Spiel stehe das Vertrauen in die Institutionen des schweizerischen Rechtsstaats. Dieses, so Müller, lasse sich nur wiederherstellen, wenn die Vorgänge korrekt untersucht würden.

Dabei geht es nicht nur um Vergangenheitsbewältigung. Der Fall ist keineswegs abgeschlossen. Ramos lebt heute unbehelligt in einer Vorstadt von Bogotá. Das ist ein Indiz dafür, dass er keine ernsthaften Hinweise auf Drogengelder lieferte, ansonsten müsste er um sein Leben bangen. Stattdessen fordert der Zwielfichtige von der Eidgenossenschaft mehr Geld. Und auch einer seiner Rechtsvertreter, der als erfolgreich geltende US-Anwalt Jeffrey P. Manciagli aus Atlanta, Georgia, erhöht den Druck auf die Schweiz. Ein Memorandum Manciaglis, das der *Weltwoche* vorliegt (s. Faksimile/Ausriss), fährt schweres Geschütz gegen die Strafverfolgungsbehörden auf. Insbesondere bestätigt der Ramos-Anwalt Vermutungen (siehe *Weltwoche* Nr. 23/12), wonach Ramos den damaligen Schweizer Bundesanwalt Valentin Roschacher zu erpressen versuchte.

Anwalt Jeffrey Manciagli hält in seinem Memo, datiert vom 10. September 2012, folgende Punkte fest:

1 — Ramos habe seine Spitzeltätigkeit in der Schweiz im Jahr 2003 aufgrund einer Vereinbarung begonnen, die sein damaliger Anwalt Gary Hart und Bundesanwalt Roschacher ausgehandelt hatten.

2 — Zum Deal habe das Versprechen gehört, Ramos bekomme 10 Prozent der sogenannten Salinas-Gelder. Zum Verständnis: Im Zuge von

Schweres Geschütz: Auschnitte aus dem Memorandum von Ramos-Anwalt Manciagli.



Erpressbar? Ex-Bundesanwalt Roschacher.



Unzimperliche Methoden: Ramos.



Selbstkritisch: Nationalrat Müller.

Ermittlungen gegen Raúl Salinas, den Bruder des früheren mexikanischen Präsidenten, hatten die damalige Bundesanwältin Carla Del Ponte und der von ihr aufgebaute Nachfolger Roschacher in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre erstmals Kontakt zu Ramos geknüpft, der damals in den USA im Gefängnis sass. Salinas wurde das Waschen von Drogengeldern vorgeworfen. Das fragliche Vermögen in der Schweiz belief sich auf 132 Millionen Dollar. Ramos beanspruchte 10 Prozent des Betrags, der endgültig in der Schweiz arrestiert werden sollte. Weil das damals nicht bekannt war – und auch heute nicht –, ist davon auszugehen, dass

Das Schreiben illustriert, dass die Affäre längst nicht ausgestanden ist.

Ramos die Maximalforderung von rund einem Dutzend Millionen Schweizer Franken stellt. 3 — Überdies beinhaltete der Deal mit Roschacher eine prozentuale Gewinnbeteiligung für Ramos, falls er helfe, weitere Geldwäschereifälle aufzudecken.

4 — Die Schweizer Behörden hätten Ramos angewiesen, alles zu unternehmen, um den Privatbankier Oskar Holenweger zu belasten, auch wenn dabei Vorschriften und Gesetze verletzt würden. Sein Führer «Tony» habe Ramos ermächtigt, diesbezüglich zu tun, was immer er für nötig erachte («whatever he needed»).

5 — Ausgehend von Daten, die Ramos gesammelt habe, hätten die Schweizer Strafverfolgungsbehörden offizielle Berichte verfasst, die wesentlich von den gelieferten Informationen abgewichen seien («differed substantially»).

6 — Im Mai 2003 habe Ramos darauf bestan-

den, dass sein Anteil an den Salinas-Geldern ausbezahlt werde. Er habe sich mit Bundesanwalt Roschacher und anderen an einem abgelegenen Ort getroffen («in an out-of-the way mountain/forest setting») und den damaligen Bundesanwalt unter Druck gesetzt. Das Druckmittel sei Ramos' Wissen über Roschachers «sexuelle Aktivitäten im Zürcher Rotlichtmilieu» gewesen.

7 — Schliesslich habe Ramos bis heute die ihm vertraglich zugesicherte Entschädigung nicht erhalten.

Das Schreiben illustriert, dass die Affäre längst nicht ausgestanden ist. Ramos und sein Anwalt setzten alles daran, die vereinbarte Millionenentschädigung zu bekommen, sagt Nationalrat Geri Müller. «Ich gehe davon aus, dass ein amerikanischer Anwalt Forderungen stellt, für die er eine Handhabe hat», so Müller. Im Klartext: Müller glaubt, dass das Millionenversprechen an Ramos vertraglich fixiert wurde und dass die Anwälte von Ramos die Schweiz damit konfrontieren werden. Müller: «Die Wahrheit, und zwar die ganze Wahrheit, muss jetzt auf den Tisch, sonst bleibt der Bund erpressbar.»

Halblegale oder illegale Methoden

Tatsächlich birgt das Memorandum von Ramos-Anwalt Manciangli einigen Sprengstoff – und es ruft nach Aufklärung. Neben der Millionenforderung an die Schweiz, die Bundesrat und Parlament in nächster Zeit noch beschäftigen dürfte, wirft das Papier ein neues Licht auf zentrale Aspekte des Falls.

Zum einen untermauert es den Verdacht, dass die Schweizer Strafverfolgungsbehörden nicht davor zurückschreckten, halblegale oder

gar illegale Methoden anzuwenden. Roschacher und seine Mitstreiter in Bundesanwaltschaft und Bundeskriminalpolizei wollten den Fall Holenweger auf Biegen und Brechen und auch gegen die Fakten zu einem *show case* machen, wie Roschacher gemäss Insidern immer wieder betonte.

Der in Mancianglis Statement erwähnte «Tony» war der Bundeskriminalpolizist Anton Ruoff, der als sogenannter Handler und Mitglied der eigens eingerichteten «Task Force Guest» Ramos direkt führte. Mancianglis Behauptung, «Tony» alias Anton Ruoff habe Ramos zu illegalen Handlungen angestiftet, kommt der Realität sehr nahe: Beispielsweise führte er Ramos so, dass dieser zwar die Empfangs-

POLITIK GEGEN MÄRKTE



«Lesen Sie in unserer Kundeninformation *Check-Up* (www.reichmuthco.ch), warum wir in dieser Krise eine möglichst staatsunabhängige Anlagestrategie empfehlen.»

Christof Reichmuth
unbeschränkt haftender Gesellschafter

PRIVATBANKIERS
REICHMUTH & CO

INTEGRALE VERMÖGENSVERWALTUNG

CH-6000 LUZERN 7 RÜTLIGASSE 1 +41 41 249 49 49
CH-8002 ZÜRICH TÖDISTRASSE 63 +41 44 299 49 49
www.reichmuthco.ch

Der Doppelagent

Ein Drogenbaron narrete die Schweizer Justiz und Politik jahrelang. Ein Rückblick.

Der in den USA verurteilte, angeblich reumütige kolumbianische Drogenbaron José Manuel Ramos wurde 2002 vom damaligen Bundesanwalt Valentin Roschacher in die Schweiz geholt und als Spitzel engagiert. Das Ex-Mitglied des Medellín-Kartells behauptete, der Zürcher Privatbankier Oskar Holenweger wasche Drogengeld. Aufgrund dieser Anschuldigung, die sich später als frei erfunden erweisen sollte, eröffnete die Bundesanwaltschaft ein Verfahren, das Holenwegers Bank ruinierte. Mutmasslich hatte Ramos als Doppelagent gewirkt. Im April 2011 wurde Holenweger vom Bundesstrafgericht auf der ganzen Linie freigesprochen.

Das Urteil aus Bellinzona war eine Ohrfeige für die Bundesanwaltschaft (BA), die Bundeskriminalpolizei (BKP), das Bundesamt für Polizei (Fedpol) und nicht zuletzt auch für die Geschäftsprüfungskommission (GPK), die den Fall untersuchen sollte. Angestachelt von der Bundesanwaltschaft, hatte die GPK im Wahlherbst 2007 noch versucht, aus dem Fall Valentin Roschacher einen Fall Christoph Blocher zu zimmern. Der damalige Justizminister, so schlossen die Parlamentarier aus privaten Notizen des Bankiers Holenweger, sei in ein Komplott gegen den über die Affäre gestrauchelten Bundesanwalt verwickelt. Auch dieser Verdacht, der mit zur Abwahl Blochers aus dem Bundesrat führte, erwies sich als haltlos.

Die Folgen für die Verantwortlichen waren unterschiedlich. Bundesanwalt Roschacher musste zurücktreten und wurde Landschaftsmaler. Einige der involvierten Strafverfolger setzten sich ab und traten anderswo wieder ein Amt an, sei es als Regierungsrat (Claude Nicati, FDP, in Neuenburg) oder als Staatsanwalt (Michel-André Fels, FDP, in Bern und Alberto Fabbri, CVP, in Basel-Stadt).

Doch die Affäre, welche die *Weltwoche* aufgedeckt hatte, ist noch nicht ausgestanden. Dieser Tage entscheidet der Nationalrat, ob eine parlamentarische Untersuchungskommission (PUK) eingesetzt werden soll. Und Ramos macht über einen US-Anwalt Druck auf die Schweiz: Er will nun eine Millionenschädigung eintreiben, die ihm die Schweiz für seine Dienste versprochen haben soll. (*gut*)



Auf der ganzen Linie freigesprochen: Bankier Holenweger (r.) mit seinem Anwalt Lorenz Erni.

räume von Holenwegers Tempus-Bank betrat, aber nicht mit dem Bankier sprach. Danach gab Ramos frei fantasierte Gespräche zu Protokoll, die nicht stattgefunden hatten. Dies bewies Holenweger-Anwalt Lorenz Erni an den Verhandlungen vor dem Bundesstrafgericht in Bellinzona. Es zeigte sich einmal mehr, mit welchen unsauberen Mitteln Bundesanwaltschaft und Bundeskriminalpolizei arbeiteten.

Zum andern wird aus dem neuen Dokument ersichtlich, worum es beim berüchtigten sogenannten Waldhüttentreffen, das die *Weltwoche* aufdeckte, gegangen sein könnte. Dieses Treffen fand am 20. Mai 2003 in der Nähe von Bern statt. Bewacht von bewaffneten Einheiten der Sondertruppe Tigris, trafen sich damals die Spitzen der Strafverfolgungsbehörden mit Ramos (anwesend war auch Führungsoffizier Anton Ruoff). Bis heute versuchen die Beteiligten zu verheimlichen und zu vertuschen, was in der Waldhütte passierte und warum es überhaupt zu diesem Treffen kam. Für Geri Müller sind diese Vertuschungsmanöver mit ein Grund, weshalb er Aufklärung durch eine PUK verlangt.

Geld, viel Geld

Ramos-Anwalt Mancigli lässt keinen Zweifel offen: Sein Mandant wollte Geld, viel Geld – und Roschacher und Co. wussten das. Die Methoden des Drogenkriminellen waren nicht zimperlich. Ramos verwies laut Anwalt auf den Millionendeal und setzte als Hebel für seinen Druck angebliche Kenntnisse von Milieukontakten Roschachers ein («Mr. Roschacher's sexual activities in the Red Light district of Zurich»). Warum Mancigli allerdings seinen eigenen Mandanten mit solchen Aussagen belastet, ist unklar.

Anwalt Mancigli spielt insbesondere auf einschlägige Besuche an, die Roschacher regelmässig am Bleicherweg 74 im Zürcher Enge-Quartier absolviert haben soll. Dort soll sich damals, an bester Adresse, so etwas wie ein privater Sexklub befunden haben. Vordergründig als Dessous- und Fotogalerie getarnt, hätten die Räumlichkeiten auch anderen Zwecken gedient, wie Beteiligte berichten. Frauen, die als Models arbeiteten, hätten ihre Dienste angeboten.

Eine dieser Damen war laut Beteiligten zeitweise Roschachers Freundin, mit ihr zeigte er

In welchen undurchsichtigen Deals verstrickten sich die Strafverfolgungsbehörden?

sich in der Öffentlichkeit. Oft ging man zusammen essen. In die «Casa Aurelio», die «Kronenhalle», ins «Baur au Lac», aber auch zu «McDonald's».

Von diesen Milieukontakten soll Ramos erfahren haben. Der Spitzel hielt sich gern im Zürcher Rotlichtbezirk auf, beispielsweise im Restaurant «Sonne», nahe der Langstrasse. Es war sein Element.

Das hätte Roschacher eigentlich wissen müssen. Seine Unvorsichtigkeit wurde ihm zum Verhängnis. Bis anhin war Roschachers Erpressbarkeit bloss ein Gerücht. Möglicherweise ist mehr dran. Konnte der damalige Bundesanwalt noch frei ermitteln? In welchen undurchsichtigen Deals verstrickten sich die Strafverfolgungsbehörden, als sie den dubiosen Agenten Ramos unter ihre Fittiche nahmen? Die von Müller angeregte PUK könnte darüber Aufschluss geben. ○

Eigenmietwert ist überfällig

In der letzten Ausgabe erweckte *Weltwoche*-Kolumnist Silvio Borner den Eindruck, beim Eigenmietwert gehe es um Sympathie für Wohneigentümer. Das ist falsch: Es geht um die Beseitigung einer Regelung, die Rentner mit wenig Einkommen in finanzielle Engpässe treibt. *Von Hans Egloff*



Im Artikel wird behauptet, dass das Steuerrecht schon seit langem Wohneigentümer gegenüber Mietern bevorzuge. Ist das wirklich so? Kommen wir zuerst zu dem in der Kolumne angestellten, fiktiven Zahlenvergleich zwischen einem Mieter und einem Eigentümer. Der Verfasser geht davon aus, dass Mieter und Eigentümer sowieso die gleiche Altersrente beziehen. In der Praxis ist das aber kaum der Fall, denn der Eigentümer musste einen Teil seines Alterskapitals in der Immobilie binden.

Eigentümer von selbst genutztem Wohneigentum haben oftmals die Vorsorgegelder vorbezogen, dabei versteuert und ins Eigenheim investiert. Sie erzielen daher im Rentenalter nur noch eine vergleichsweise reduzierte Rente. Viele Wohneigentümer müssen vielfach fast ausschliesslich von der AHV-Rente leben. Der bescheidenen Rente wird nun auch der Eigenmietwert hinzugerechnet und besteuert. In manchen Kantonen kommt auch noch die Liegenschaftssteuer hinzu. Der Vermögenssteuer unterliegt das Grundeigentum sowieso.

Der Mieter hingegen hat sein Vermögen oftmals nicht (nur) in Wertschriften, sondern vielfach einen Grossteil davon in der Pensionskasse vermögenssteuerfrei (!) angelegt. Als Folge davon erhält der Mieter auch eine höhere Altersrente, so dass ihm auch nach Abzug des Mietzins oftmals mehr Geld zur freien Verfügung übrig bleibt als dem Wohneigentümer.

Zehntausende Pensionierte mit Wohneigentum müssen aufs Geld schauen. Umso zynischer klingt es, wenn pauschal behauptet wird, Wohneigentümer würden steuerlich bevorzugt, was dann in der nonchalanten Bemerkung mündet, dass so mancher halt sein Wohneigentum im Alter reduzieren müsse. Der Staat langt bei den Hauseigentümern ein Leben lang kräftig zu und nimmt ihnen dann die lang ersparte Vorsorge weg. Gemäss Schweizerischer Bundesverfassung ist der Erwerb von Wohneigentum zu fördern und nicht der Verkauf, wie es dem Kolumnisten vorschwebt.

Ferner wirft der Artikel den Wohneigentümern vor, munter von den Abzügen für Hypozinsen und Unterhalt zu profitieren. Es muss klar festgehalten werden, dass der Schuldzinsabzug für alle Steuerpflichtigen gilt und nicht nur für Wohneigentümer. Verschuldet sich ein

Mieter für ein lässiges Auto oder eine Kunstsammlung, so sind auch diese Schuldzinsen steuerlich abziehbar. Eine Privilegierung des Wohneigentums findet nicht statt. Der Schuldzinsabzug besteht mithin völlig unabhängig davon, ob ein Eigenmietwert besteuert wird oder nicht. Wenn nun die Initiative «Sicheres Wohnen im Alter» verlangt, dass mit der Ausübung des Wahlrechts und der Abschaffung des Eigenmietwerts auch der Schuldzinsabzug entfällt, ist dies allein schon ein Entgegenkommen.



Erwerb von Wohneigentum soll gefördert werden.

Ein dritter Vorwurf betrifft, gemäss Silvio Borner, den Einsatz des Hauseigentümerversbands gegen eine saubere Lösung, also die komplette Abschaffung des Eigenmietwerts und der Abzugsmöglichkeiten. Auch dieser Vorwurf vermag nicht zu überzeugen. Die Abschaffung des Eigenmietwerts für alle ist nicht an den überzogenen Forderungen des Hauseigentümerversandes Schweiz (HEV) gescheitert. Aus nachvollziehbaren Gründen fördern vor allem die Vertreter der Bauwirtschaft den Unterhaltsabzug. Dem HEV war und ist klar, dass, wenn die Besteuerung des Eigenmietwerts wegfällt, auch der eigen-

heimbezogene Schuldzinsabzug (Hypothekenzinsabzug) sowie die Abzüge für Versicherungsprämien und Verwaltungskosten entfallen müssen. Der vom Parlament abgelehnte Gegenvorschlag sah die Beschränkung des Schuldzinsabzugs für alle (also nicht nur für Wohneigentümer) vor. Das ist steuersystematisch nicht korrekt und völlig inakzeptabel. Der Bundesrat hat die Vorlage überspannt, nicht etwa der HEV, der sich in dieser Sache für alle Steuerpflichtigen (inklusive Mieter) eingesetzt hat. Den Vergleich mit den Agrarsubventionen der Bauern empfinden viele Hauseigentümer daher als unpassend.

Es geht in der Volksinitiative «Sicheres Wohnen im Alter» also nicht um Sympathie oder Antipathie zu Hauseigentümern, sondern es geht darum, die offenkundige Ungerechtigkeit zu beseitigen. Eigentümer eines Hauses oder einer Wohnung müssen für den Erwerb oder die Amortisation ihres Wohneigentums die Vorsorgegelder vorbezahlen. Ihre Rente wird kleiner, und trotzdem müssen sie den fiktiven Eigenmietwert versteuern, was ihr Einkommen noch zusätzlich schmälert.

Die Vorlage will daher Rentnern mit selbst genutztem Wohneigentum ab Erreichen des AHV-Alters die einmalige Wahlmöglichkeit einräumen, den Eigenmietwert zu versteuern oder nicht. Wer das Wahlrecht ausübt, muss auf die Abzüge der eigenheimbezogenen Schuldzinsen verzichten und kann jährlich noch maximal 4000 Franken für den Unterhalt abziehen. Massnahmen für Energiesparen, Umweltschutz und Denkmalpflege bleiben wie bisher abzugsfähig. Wer das Wahlrecht nicht ausübt, wird wie bis anhin besteuert – inklusive Eigenmietwert. Leider ist das Parlament in Bern zur Abschaffung des Eigenmietwerts für alle offenbar nicht bereit. Und daran ist ganz sicher nicht der HEV schuld.

Beinahe lässig wird schliesslich erwähnt, dass heute schon Dienstwohnungen und -autos versteuert werden müssen. Darauf mag man nicht mehr eingehen – nur eins: Wenn Sie nächstes Mal Ihren Wagen oder Ihre Schuhe benutzen, vergessen Sie bitte nicht, diesen Eigennutzen beim steuerbaren Einkommen hinzuzurechnen!

Hans Egloff ist SVP-Nationalrat und Präsident des Hauseigentümerversands Schweiz (HEV), der die Initiative «Sicheres Wohnen im Alter» lanciert hat.

Ménage-à-trois

Von Henryk M. Broder — Ein temporärer Partnertausch im Kampf um gemeinsame Werte.



Bei einer Ménage-à-trois hat man immer drei Optionen. A kann sich mit B liieren, B mit C, C mit A. Im privaten Leben – im Büro, unter Nachbarn und Verwandten – sind es

Ad-hoc-Koalitionen, deren Lebensdauer meistens kurz ist. Wie so etwas auf der gesellschaftlichen Ebene funktioniert, kann man derzeit in Deutschland erleben. Bis vor kurzem haben sowohl Vertreter der christlichen Kirchen wie des Zentralrates der Juden die «christlich-jüdische Symbiose» beschworen, die das Fundament des Abendlandes bildet. Man sprach von gemeinsamen Werten, die man verteidigen müsse. Zugleich wurde darüber gestritten, ob «der Islam» zu Deutschland gehört oder nur die «in Deutschland lebenden Muslime».

Seit aber zwischen Flensburg und Berchtesgaden eine Debatte über das «archaische und brutale Ritual der religiösen Beschneidung» tobt, hat eine Art Partnertausch stattgefunden. Letzten Sonntag haben Berliner Bürger auf dem Bebelplatz im Zentrum der Stadt (wo am 10. Mai 1933 im Rahmen der «Aktion wider den undeutschen Geist» die Bücher jüdischer, pazifistischer und kommunistischer Autoren «dem Feuer übergeben» wurden) für das Recht auf Beschneidung aus religiösen Gründen demonstriert.

Obwohl über fünfzig Berliner Organisationen und Einrichtungen, darunter die Evangelische Landeskirche, das Erzbistum Berlin, der Türkische Bund in Berlin-Brandenburg, die Deutsch-Israelische Gesellschaft und die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, zu der Demo aufgerufen hatten, waren nur etwa 250 Teilnehmer erschienen. Aber nicht die Masse war entscheidend, sondern die Tatsache, dass Juden und Muslime, die sonst getrennte Wege gehen, gemeinsam demonstrierten. Der Berliner Rabbiner Ehrenberg und der Vorsitzende der Türkischen Gemeinde in Deutschland, Kolat, umarmten sich demonstrativ, bevor sie das Wort ergriffen.

Die Zeitungen berichteten über das Ereignis, als wäre der Nahost-Konflikt gelöst worden. Der Logik einer Ménage-à-trois folgend, müsste es demnächst zu einer temporären Vereinigung von Christen und Muslimen kommen – spätestens, wenn Israel bei einem Vergeltungsschlag eine Kirche oder eine Moschee trifft.

Glücklich das Land, das solche Sorgen hat.

Das Ausland zahlt immer

Von Silvio Borner — Nach den leidvollen Erfahrungen mit *too big to fail*-Banken erklären sich Länder wie Griechenland jetzt für *too political to fail*. Die Folgen werden noch unerfreulicher.

Die Meinungen über die Finanzkrise 2008 bis 2010 scheinen gemacht: Das ganze Schlamassel sei ein Versagen der Banken und der Finanzmärkte. Für viele ist es gar ein letzter Vorbote für das Ende des elenden Kapitalismus. Hauptursache waren Gier, Masslosigkeit und Kasinomentalität der privaten Finanzmarktakteure zum einen und die Deregulierung der Finanzmärkte zum anderen. Beim letzteren Vorwurf blickt man vor allem in die USA und meint die Aufhebung des sogenannten Glass-Steagall-Gesetzes, das ein Trennbankensystem vorschrieb und somit das Zusammengehen von Investmentbanking mit dem Kreditgeschäft zu verbieten schien.

Diese Aufhebung erfolgte allerdings nicht als Folge eines Liberalisierungswahns, sondern der nüchternen Einsicht gehorchend, dass – einmal mehr – die Umgehungsmanöver vielfältig geworden waren und dadurch die Verhältnisse komplex und intransparent. Die vielleicht gutgemeinte Regulierung hat grössere Übel hervorgebracht, als sie beseitigt hat.

Nach dem verbreiteten Erklärungsmuster tragen nur die Banker Schuld, die einen unstillbaren Risikoappetit entwickelt hatten. Ausgeblendet wird, dass die Politiker das Wohneigentum so grobfahrlässig förderten, dass die Banken Hypokredite ohne Eigenkapital und ohne Kreditüberprüfung gewähren mussten. Kein Wunder, dass die Finanzinstitute alles unternahmen, um das Risiko aus diesen Schrott-Krediten wieder loszuwerden, indem sie sie verbrieften, versicherten und schliesslich direkt und indirekt dem Steuerzahler anhängten. Dieser musste Grossbanken und den Versicherungskonzern AIG retten, weil diese angeblich *too big to fail* waren, wofür die Fachwelt das Kürzel TBTF erfand.

Umverteilung der politischen Fehler

Dabei hätte man ruhig die bankrotten Institute untergehen lassen können und die Aktionäre und Obligationäre den Verlust einstecken lassen. Das Problem der systemischen Risiken für den Zahlungsverkehr und die Kreditmärkte hätte man getrennt lösen können, etwa indem Hausbesitzer oder Kreditnehmer mit seriösem *collateral* von einer Einrichtung wie der Zentralbank aufgefangen worden wären. TBTF ist somit kein ökonomisches, sondern ein politisches Phänomen.

Das gilt natürlich erst recht für das TPTF, also das *too political to fail*, wie wir es bei den Regierungen der Euro-Zone beobachten. Kein vernünftiger Mensch wird glauben, dass Griechenland ein TBTF-Kandidat ist. Staaten sind in der Geschichte immer wieder bankrottgegangen, als sie deutlich höhere Zinssätze bezahlen mussten als die jährliche Wachstumsrate ihrer Volkswirtschaft. Bei solchen Bankrotten haften die Gläubiger. Normalerweise. Denn analog zu den Banken, die von ihren nationalen Regierungen gerettet wurden, soll nun Griechenland von der EU (vor allem von Deutschland) herausgepackt werden. Angeblich, weil ein griechischer Staatsbankrott Ansteckungs- und Dominoeffekte nach sich ziehen müsste.

Auch hier wäre es billiger gewesen, die systemischen Folgen eines griechischen Staatsbankrotts abzufedern, ohne diesen zu verhindern. Davor allem Banken, besonders die französischen, an den Rand ihrer Existenz getrieben würden,

hätte der entsprechende Staat im nationalen Rahmen Notmassnahmen treffen können. Aber nein! Die Staatsschulden der Euro-Zone sollen vergemeinschaftet und die Banken einer EU-weiten Aufsicht unterstellt werden. Das Ziel ist weniger die Rettung des Euro als vielmehr die Umverteilung der Folgekosten der politischen Fehler von gestern und heute.

In den USA ist dies anders. Die amerikanische Regierung haftet nicht gegenüber dem Ausland, falls der Dollar an Wert verliert und dadurch zum Beispiel chinesische Banken in Konkurs gehen. Hier haben wir einzig den Markt als Disziplinierungsmechanismus. Das Grundproblem des Euro wird also durch eine Bankenunion tendenziell verschärft, weil die einzelnen Staaten nach wie vor Schulden machen können, für die andere Länder einstehen müssen. Eine Regierung kann sich bei den inländischen Banken verschulden und weiss, dass auch diese im Zweifel vom Ausland gerettet werden.

Das Tragische daran ist, dass die europäische Einigung historisch und ökonomisch eine einmalige politische Leistung hätte werden können. Wenn aber inkompetente und ungeduldige Politiker mit einer gemeinsamen Währung den europäischen Bundesstaat zu erzwingen versuchen – gewissermassen unter Umgehung des demokratischen Prozesses –, dann ist dies keine Abkürzung, sondern eine Fahrt gegen die Wand.



Von Vancouver bis Wladiwostok

Von Hansrudolf Kamer — Der kranke Mann der Weltwirtschaft ist Europa. So sehen es asiatische Despoten, aber auch demokratischere Pazifik-Anrainer. Selber sind sie allerdings nicht viel besser.



Der Oxford-Historiker Timothy Garton Ash hat seine eigenen Vorstellungen von der Hackordnung auf dieser Welt. So stellt er die Fragen: Wer hat an den Olympischen Spielen die meisten Medaillen

gewonnen? Antwort: Europa. Wer hat die grösste Wirtschaft? Antwort: Europa. Wohin gehen die meisten Leute am liebsten in die Ferien? Man vermutet richtig: Europa.

Tourismus als Machtfaktor imponiert den Putins und Hu Jintaos dieser Welt wohl nicht so sehr, und mit Olympia-Medaillen lassen sich keine Gebietsansprüche im Südchinesischen Meer blockieren. Doch für diesen Briten gehört der alte Kontinent zum grossen Dreigestirn der Welt: Amerika, China, Europa.

Kurz nach dem Kalten Krieg zählten ausserdem Japan und Russland zur Champions League der Nationen mit Zukunft. Diese Zukunft ist nicht mehr aktuell. Auch das rasante Wachstum Indiens liess annehmen, dass der bevölkerungsreiche Subkontinent endlich den Anschluss finden und weltpolitisch mitmischen könnte.

Doch der indische Glanz verblasst. Die Wettbewerbsfähigkeit sinkt, die Zahl ausländischer Investitionen nimmt ab, und das Wachstum verlangsamt sich. Korruption, eine steigende Steuerlast und eine allgemeine Stimmung des politischen Driftens lähmen die potenzielle Grossmacht.

Dynamik fehlt auch bei den grossen Zwei. Der wirtschaftliche Vorwärtstrieb von China ist abgebremst worden. Von Amerika ganz zu schweigen – die Kürzungen im Verteidigungshaushalt werden geopolitische Konsequenzen haben.

Europa braucht aber den weltpolitischen Anspruch, um innere Einigkeit zu erzwingen. Der Zusammenschluss sei notwendig, um weltpolitisch Gewicht in die Waagschale werfen zu können, sagen die Euro-Retter, wenn sie mit dem Latein am Ende sind. Doch das Instrumentarium dafür entgleitet immer wieder. Die Euro-Krise zwingt mehr zur Improvisation als zum Reihenschliessen.

Im russischen Pazifikhafen Wladiwostok haben sich dieser Tage die Grossen der Welt ohne Europa getroffen, um über politische und wirt-

schaftliche Gegebenheiten zu beraten. Es ging um das Gipfeltreffen des Asiatisch-Pazifischen Wirtschaftsforums (Apec), das die wichtigsten Anrainerstaaten des Pazifischen Ozeans versammelt. Wladimir Putin, der neu installierte Autokrat im Kreml, war der Gastgeber.

Ausharren im Windschatten

Wladiwostok heisst: Beherrsche den Osten! Geändert hat sich in dieser Beziehung wenig. Seit dem Ende der Sowjetunion ist die Stadt aufgeblüht, durchlebte eine Periode wachsender Kriminalität, wurde vor dem Gipfel aufgemöbelt und herausgeputzt. Die längste Hängebrücke der Welt spannt sich hier vom Festland über das Goldene Horn zur Russki-Insel.

Europa grenzt zwar nicht an den Pazifik. Wer aber erinnert sich noch an den grossartigen Slogan «von Vancouver bis Wladiwostok»? Die Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE), zu der neben den USA auch Kanada und Russland gehören, hatte einst den Anspruch erhoben, einen «Sicherheitsraum» mit diesen weltumspannenden Dimensionen zu schaffen. Die Geschichte ist ungnädig über das Projekt hinweggegangen.

Russland ist immerhin eine teileuropäische Macht, und sein wirtschaftliches Wohlergehen ist mit den Rohstofflieferungen nach Westen verknüpft. Der Tenor der Veranstaltung in

Wladiwostok war dennoch unmissverständlich: Die Zukunft gehört Asien. Europa solle endlich die Euro-Krise in den Griff bekommen, denn sie gefährde die ganze Weltwirtschaft.

Die Lage ist ernst. Xinhua, die von der Partei gesteuerte chinesische Nachrichtenagentur, meldete aus Wladiwostok nämlich, die Apec-Führer hätten zum traditionellen Familienfoto Geschäftsanzüge getragen, um die Besorgnis angesichts der «andauernden globalen wirtschaftlichen und finanziellen Schwierigkeiten» zu spiegeln.

Früher hatten die Staatenlenker mit farbenfrohen Batik-Hemden, krummen Cowboystiefeln oder unförmigen Ponchos geprotzt, was die Stimmung hob und Heiterkeit verbreitete. Der unverwüthliche Bill Clinton hatte mit dieser Tradition begonnen, um der Kultur des Gastlandes die Reverenz zu erweisen.

Europa steht nicht hoch im Kurs. Putin erklärte, ohne rot zu werden, die Europäische Union habe sich übernommen – mit der Aufnahme der neuen Mitglieder im Osten. Das ganze politische System der EU, das hohe Niveau «sozialer Garantien», die Unfähigkeit, mehr Konsum zu generieren, lähmten die europäischen Wirtschaft. Nun wolle Brüssel auch noch, dass Moskau einen Teil dieser übergrossen Last schultere.

Wunschdenken – so tief gesunken ist Europa noch nicht. Die ehemaligen sowjetischen Satelliten erinnern sich daran, dass die Russen sich gerne selber einladen, wenn sie «helfen» wollen. Auch wenn ihr Europa-Enthusiasmus nicht mehr so intensiv ist wie am Anfang, ziehen es die Polen, Ungarn, Tschechen und all die andern doch vor, im weltpolitischen Windschatten auszuharren. Es lebt sich dort wesentlich besser.



Beherrsche den Osten: Gastgeber Putin (l.) mit Hu Jintao am Apec-Gipfel in Wladiwostok.

Grossstadtbewohner im grünen Tarnanzug

Von Christoph Mörgeli

Die Grünen geben vor, sich besonders für die Natur einzusetzen. Das wirkt sympathisch. Doch in Wahrheit dürfte es kaum eine Partei geben, deren Vertreter so wenig Bezug zur Natur haben wie die Grünen.

Zuerst schwemmte es die umlackierten Marxisten in die grünen Parteien. Irgendwann in den späten siebziger und frühen achtziger Jahren wurde den Aufgeweckteren unter den Linken klar, dass das mit dem Sozialismus wohl nichts mehr würde. Gross war jetzt die geistige Orientierungslosigkeit. Doch zum Glück gab es gerade eine neue politische Modebewegung: die Ökologie. Da es für Linke immer am allerwichtigsten ist, das Odeur des Fortschrittlichen zu versprühen, sprangen viele Sozialisten auf diesen Trend auf und wandelten sich zu Grünen. Einen Bezug zur Natur hatten die wenigsten von ihnen. Typische Vertreter dieser alternden Generation sind Daniel Vischer oder im Ausland Joschka Fischer und Daniel Cohn-Bendit.

Später kamen die urbanen Schicken hinzu. Wer zum Beispiel in den neunziger Jahren auf der linken Seite in die Politik einsteigen wollte, für den waren die Grünen eine besonders interessante Option. Weil sich die Sozialdemokratie schon reichlich muffig präsentierte und den Charme eines grauen Postamtes ausströmte. Die Grünen wirkten irgendwie knackiger und lebendiger. Ein Naturbezug stand auch hier nicht im Vordergrund. Es waren und sind überwiegend Grossstadtbewohner, welche mit der Natur wenig zu tun haben, die sich den Grünen anschliessen. Und zwar einzig aus Gründen der Coolness – Lifestyle-Grüne eben. Ein typischer Vertreter dieser Generation ist Bastien Girod.

Weil die meisten ihrer Vertreter wenig realen Kontakt zur Natur haben, ist der Naturbezug auch bei der Grünen Partei vor allem Fassade. Grün ist bei den Grünen in erster Linie das Etikett. Im Kern sind sie eine ziemlich kommune linke Partei. Die Unterschiede zu den Sozialdemokraten sind minim. Mit allen Linken eint die Grünen der unbedingte Glaube an die politische Machbarkeit von allem und jedem. Bei den Grünen gipfelt das heute in der Wahnvorstellung, der Mensch könne das Weltklima lenken – und zwar am besten vom Bundeshaus in Bern aus. Mit einem wirklichen Verständnis für die Natur und echtem Respekt vor ihr hat diese nichts zu tun. Sondern einzig mit anmassender Selbstüberschätzung.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Ueli der Verfassungsbrecher

Von Peter Bodenmann — Die Baugesuchslawine in den Alpen rollt. Tausende Baustangen grüssen die Wanderer im schönen Herbst 2012.



Kalte Betten: Verteidigungsminister Maurer.

Für die SVP nehmen unsere Bundesräte die Entscheide des Volkes nicht ernst. Deshalb drohen Christoph Blocher und Toni Brunner mit immer neuen Durchsetzungs-Initiativen. Die Mehrheit der Wählerinnen und Wähler der SVP stimmte für die Initiative von Franz Weber. Diese SVP-Frauen und -Männer wollen, dass die angenommene Zweitwohnungs-Initiative halbwegs verfassungstreu umgesetzt wird.

Eine Mehrheit im Bundesrat hat die miserable Vorlage von Doris Leuthard gezielt weiter verschlechtert. Angeblich zugunsten des Berggebietes und des Tourismus. In Wahrheit zugunsten des Baugewerbes. Diese Mehrheit kam – wie wir inzwischen wissen – nur dank Ueli Maurer zustande.

Die Verfassung wird diesmal nicht gebogen, sondern gebrochen.

Verfassungsbruch 1 — Der Bundesrat hat nach Meinung namhafter Staatsrechtler gar keine Verordnungskompetenz. Der erste Einsprecher, der dies vor Bundesgericht geltend macht, wird absehbar recht bekommen.

Verfassungsbruch 2 — Die Initiative ist aufgrund des Verfassungstextes direkt nach deren Annahme anwendbar. So wie dies das Bundesamt für Justiz vor und nach der Abstimmung festgestellt hat. Wer diesen Termin auf den 1. Januar 2013 verschiebt, löst eine verfassungswidrige Baugesuchslawine aus. Und wird vor Bundesgericht ein zweites Mal verlieren.

Verfassungsbruch 3 — Neu kann, wer eine Erstwohnung besitzt, diese in eine Zweitwohnung umwandeln. Und so die Zahl der kalten Betten erhöhen. Und die Angestellten in den Kurorten zum Pendeln zwingen.

Verfassungsbruch 4 — Für Ägypter und Russen gibt es wieder helvetische Extrawürste. Sie können ihre Paläste weiter bauen. Irgendwelche Quartierpläne genügen. Und wo diese fehlen, wird das in den letzten vierzig Jahren kläglich gescheiterte Aparthotel-Konzept neu aufgewärmt. Als zweiter Hintertreppen-Ausgang.

Mehr als zwei Millionen Schweizerinnen und Schweizer werden in den nächsten zwei Monaten durch die Alpen wandern. Durch Baustangen-Wälder. Und sich daran erinnern, wer die Volksabstimmung gewonnen hat. Und wer im Bundesrat dieser Verordnung zur Mehrheit verholten hat: Ueli der Verfassungsbrecher. Und dies erst noch gemeinsam mit der Verräterin Eveline Widmer-Schlumpf.

Der sonst redselige Politbauer Toni Brunner ist in der Sache so stumm wie ein ausgetrockneter Tintenfisch. Weil diesmal die Baulobby wichtiger ist als Verfassung und warme Betten.

Das Bundesgericht wird in zwei, drei Jahren entscheiden. Bis dann herrscht lähmende Unsicherheit. Das ist Gift für den Tourismus.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Die nackte Wahrheit

Von Kurt W. Zimmermann — Bei der Basler Zeitung wird die ökonomische Handschrift Christoph Blochers sichtbar.

Im kleinen Kreis beschreibt Christoph Blocher sein Ziel gern mit einem eingängigen Vergleich. Sein Ziel, so sagt er, sei «die nackte Basler Zeitung».

Die nackte Basler Zeitung besteht nur noch aus dem Notwendigsten. Sie hat eine Redaktion und einen Verlag. Sonst hat sie nichts. Alles Nicht-Notwendige, wie Druckereien und Liegenschaften, wird abgestossen.

In der Basler Zeitung (BaZ) läuft wenig ohne Blocher. Sein betriebswirtschaftlicher Stempel ist sichtbar in finanziellen und in strukturellen Fragen. Er hält sich nicht mehr zurück. Er ist als Financier de facto der Besitzer des Blatts, und er hat die Besitzerrolle nun offensiv übernommen.

Zuletzt war Blocher daran beteiligt, dass die Chaotentruppe vom Rhein endlich eine professionelle Führungsstruktur bekam. Nun gibt es unter Präsident Filippo Leutenegger einen kleinen, dreiköpfigen Verwaltungsrat. Leutenegger spricht sich eng mit Blocher ab. Daneben gibt es mit Rolf Bollmann einen neuen CEO. Sein Vorgänger Roland Steffen musste gehen, weil er als Kostenmanager ein Ausfall war.

Bollmann ist der erste Chef der BaZ-Gruppe, der sich im Werbe- wie im Lesermarkt landesweit auskennt und der auch Sparübungen nicht scheut. In der Tamedia-Geschäftsleitung verantwortete Bollmann zuletzt den massiven Stellenabbau beim Tages-Anzeiger. Blocher kennt ihn seit seinen Zeiten als Chef von 20 Minuten.

Auch auf der Redaktion der Basler Zeitung müssen mindestens drei Millionen eingespart werden. Die bezahlte Auflage liegt mittlerweile um über 20 000 Exemplare tiefer als noch vor einigen Jahren. Allein dies sind Mindereinnahmen von sechs Millionen Franken.

Das Ziel der nackten Basler Zeitung zielt auch auf die Immobilien. An der Basler Hochbergerstrasse und am Aeschenplatz sitzt das Unternehmen auf 35 000 Quadratmetern an Büroraum. Man kann davon ausgehen, dass der Verkauf schon demnächst abgewickelt wird.

Die gleiche Stossrichtung zeigte sich bei der Pensionskasse. Sie musste saniert werden, damit sie ausgelagert werden konnte. Das kostete um die zehn Millionen Franken. Die Sanierung konnte zwar aus eigenen Betriebsmitteln gestemmt werden. Falls das Haus aber dadurch in die roten Zahlen geriete, sicherte Blocher eine Defizitgarantie zu.

Der nächste Schritt zur Verschlinkung wird die Schliessung der Zeitungsdruckerei sein.



Idealistische Züge: Financier Blocher.

Jahrelang wurde sie von Coop mit ihren Wochenzeitungen durchgefüttert. Als Coop diesen grössten Druckauftrag des Landes auf zusätzliche Anbieter verteilte, versäumte das Basler Management den sofortigen Schnitt. Blocher hingegen schrecken die Kosten einer Stilllegung nicht. Er möchte das Druckproblem bis im Jahr 2013 gelöst haben. Das allerdings scheint reichlich optimistisch.

Blocher, so beobachten alle in Basel, hängt sich rein. Er ist zwar immer noch der alte Unternehmertyp, dessen Ehrgeiz es ist, angeschlagene Unternehmen wieder in Schuss zu bringen. Rund um die BaZ aber entwickelt er zunehmend idealistische Züge. Er will der Mann sein, der die letzte grössere, unabhängige Zeitung rettet, die nicht von den drei Marktleadern Tamedia, NZZ und AZ Medien kontrolliert wird. Dafür garantiert er ihr das finanzielle Überleben. Er hat so etwas wie publizistischen Altersstarrsinn entwickelt.

Die drei Marktleader Tamedia, NZZ und AZ Medien werden sich darum an Blocher die Zähne ausbeissen. Jeder der drei möchte die BaZ kaufen, und jeder hat schon bei den Baslern vorgesprochen. Sie werden sie so schnell nicht bekommen.

Ich nehme heute die Wette an, dass Blocher auch in fünf Jahren noch das Sagen bei der Basler Zeitung hat. Sein Ehrgeiz und seine Gesundheit wirken stabil.

20,92 Millionen für ideologische Zwecke

Von Alex Baur

Nach Mühleberg nehmen linke und grüne Politiker zusehends die Kernreaktoren auf der Beznau-Insel im aargauischen Döttingen ins Visier und verlangen deren möglichst baldige Stilllegung. Damit würde die Schweiz nicht nur jährlich rund fünf Milliarden Kilowattstunden (kWh) günstigen und klimafreundlichen Strom verlieren, den die beiden Atommeiler seit rund vier Jahrzehnten zuverlässig rund um die Uhr liefern. Bei einem Gestehungspreis von geschätzten 4 Rappen pro kWh Strom in den weitgehend abgeschriebenen Reaktoren und einem durchschnittlichen Marktpreis von 9 Rappen ginge der Betreiberin Axpo durch eine Stilllegung von Beznau jährlich ein Gewinn von gegen 250 Millionen Franken verloren.



Den Verlust hätten in erster Linie die Konsumenten und die Kantone zu tragen, denen die Axpo bekanntlich gehört. Zu den Verlierern müssten aber auch rund 2500 Haushaltungen und zahlreiche industrielle oder gewerbliche Betriebe in der Umgebung von Beznau gezählt werden. Bei einer Stilllegung könnten sie die Abwärme des Kraftwerks nicht mehr nutzen, die ihnen die Axpo zurzeit zu einem symbolischen Preis zur Verfügung stellt.

Gemäss Berechnungen der Betreibergesellschaft Refuna AG, die sich mehrheitlich im Besitz der Anrainergemeinden befindet, können dank der Abwärme jährlich rund 18 700 Tonnen Heizöl eingespart werden. Das ist nicht nur gut für die Umwelt, sondern auch für das Portemonnaie. Rechnet man mit einem Ölpreis von 1000 Franken pro Tonne, entspricht dies einem Gegenwert von 18,7 Millionen Franken. Will man zudem die geschätzten 60 000 Tonnen CO₂, die bei der Verbrennung des Öls freigesetzt würden, durch den Kauf von Zertifikaten kompensieren, kämen bei einem Preis von 37 Franken pro Tonne (Tarif MyClimate) jährlich weitere 2,22 Millionen Franken hinzu. Macht jährlich 20,92 Millionen Franken Mehrkosten für die Anwohner.

Doch statt die gratis anfallende und emissionsfreie Abwärme von AKW zu nutzen, wollen die Politiker die Wärme lieber aufwendig aus dem Erdinnern holen, was ihnen bislang im grossen Stil allerdings (noch?) nicht gelungen ist. Ideologische Verblendung nennt man die Logik, die sich dahinter verbirgt.

Leserbriefe

«Es kann schon sein, dass die Reichsten auch die Besten sind. Vielleicht aber auch nicht.» *Max F. Bretscher*



«Heisse Kartoffel»: Bewohner der besten Gemeinde Hünenberg.

Was heisst schon «beste»?

Nr. 36 – «Hünenberg, ganz gross»; *Weltwoche*-Gemeinderating 2012

Mit Interesse habe ich das Rating in der *Weltwoche* gelesen und zur Kenntnis genommen, dass meine Wohngemeinde es nicht unter die besten Hundert geschafft hat. Da fragte ich mich, was heisst schon «beste», und studierte den Kriterienkatalog. Dabei fiel mir auf, dass die «Güte» praktisch nur auf monetären Faktoren beruht. Was ist mit Kultur? Vereinsleben in der Gemeinde? Patronate für andere Gemeinden/Orte/Länder? Integration von Zuzüglern? Landschafts- und Ortsgestaltung? Erholungsmöglichkeiten? Verkehr? Es kann schon sein, dass die Reichsten auch die sogenannten Besten sind. Vielleicht aber auch nicht. Es kommt wohl auf den Standpunkt an.

Max F. Bretscher, Langnau a. A.

Nett, aber nur die halbe Wahrheit. Alles, was der Artikel und alle anderen, vorgängigen Ranking-Artikel zum Kanton Zug hergeben, ist zwar wahr, was aber nicht beleuchtet wird, sind die wirklichen, (lebensgefährlich) unrühmlichen Umstände und Ursachen des allgemeinen, hohen Reichtums und somit – beziehungsweise deswegen – der vermeintlich hohen Lebensqualität im ganzen Kanton Zug. Wenn die *Weltwoche* doch endlich wirklich seriösen, mutigen investigativen Journalismus betreiben würde.

Aber die Zuger Kartoffel scheint selbst der *Weltwoche* zu heiss beziehungsweise zu gefährlich zu sein.

Orfeo Giuliani, Jön

Bürger gehören dem Staat

Nr. 36 – «Kniefall 3.0»; Editorial von Roger Köppel

Leider ist der Autor – wie viele andere auch – dem Irrtum verfallen, das Land USA gehöre derselben Bürgern. Die Realität ist anders: Die Bürger gehören dort dem Staat! Wie lässt es sich denn sonst erklären, dass amerikanische Staatsbürger weltweit eine Steuerpflicht haben wie Leibeigene zu Habsburger-Zeiten. Es gibt keinen logischen und demokratischen Grund für einen Amerikaner, der zum Beispiel in Deutschland geboren und aufgewachsen ist und noch nie in den USA war oder gelebt hat, geschweige denn Dienstleistungen dort bezogen hat, zu Hause steuerpflichtig zu sein. Will man den US-Pass dann abgeben, um dies zu unterbinden, kann man das tun – nach Bezahlung einer einmaligen «Ablass»-Steuer von bis zu 33% des Vermögens.

Ferner hätte ich vom Autor erwartet, dass er als kritischer Journalist die Frage bei der Eastwood-Rede hätte stellen können, wer denn in den acht Jahren zuvor für die desastriöse Lage verantwortlich war, die Obama vorgefunden hat und für die dieser nun von Eastwood kritisiert wurde. Ich hoffe, dass

dies ein Ausrutscher war und das Editorial der *Weltwoche* sonst weiter wie bisher hell-sichtig und humorvoll bleibt.

Michel Jacquemai, Küsnacht am Rigi

Unters Kopfkissen

Nr. 36 – «Schweiz, bewahre dein Erbe!»; Essay von Reinhard K. Sprenger

Der Autor hat mir aus der Seele gesprochen. Hut ab und bravo. *Marcel Ursprung, Basel*

Ich gratuliere dem Autor zu diesem Artikel. Jeder Politiker sollte ihn sich unter das Kopfkissen legen und sich vornehmen, zukünftig als Vorbild zu dienen, anstatt dauernd Frust und Misstrauen der Bürger zu schüren oder selber in Korruptionsfälle verwickelt zu sein. Weniger Gesetze, weniger Kontrollen, tiefere Steuern, Respekt vor Steuergeldern, viel mehr Eigenverantwortung, Ethik in der Politik und auf den oberen Führungsetagen der Wirtschaft – das sollten Frau Merkel und Co. durchsetzen. Und wenn sie nicht wissen, wie das geht, könnte die Schweiz helfen. Aber dieses Steuerabkommen gehört in den Papierkorb.

Anette Joswig, Udligenswil

Wo bleibt die Allgemeinbildung?

Nr. 36 – «Kunst der Bürokratie»; Rico Bandle über Kultursubventionen

Schön, dass das mal geschrieben wurde. Für mein Dafürhalten gehört zur Kunst- und Kulturvermittlung, -vermarktung und -durchführung eine Unmenge Leidenschaft, Sach- und Fachwissen und – sorry, jetzt wird's altmodisch – Allgemeinbildung. Davon ist bei diesem ganzen trendigen «Juhui, ich bin jetzt endlich auch im Kulturbetrieb tätig»-Gebaren reichlich wenig zu spüren. Was denn schliesslich Ausdruck einer übersatteten Kulturgesellschaft sein dürfte. *Oliver Kühn, St. Gallen*

Mit allen Mitteln

Nr. 36 – «Und keiner wollte es wahrhaben»; Alex Baur über die Beamtenpensionskasse (BVK)

Der Artikel ist widersprüchlich: So wird festgehalten, dass Daniel Gloor sehr geschickt vorgegangen war und die Kontrollen «subtil ausmanövrierte». Trotzdem unterstellt die bildlegende Finanzdirektorin Ursula Gut, sie habe Gloor gewähren lassen. Wenn jedoch ein Betrüger mit krimineller Energie betrügen will, so ist dies ausserordentlich schwierig und oft erst viel später zu erkennen. Und in diesem Fall sollten alle Versicherten betrogen werden, inklusive Ursula Gut. *Jean-Luc Cornaz, Winkel*

In diesem Artikel wird erwähnt, ich hätte es nicht zuletzt dank Geschäften mit der BVK in-

nerhalb weniger Jahre zum Multimillionär gebracht. Diese Aussage ist falsch und verletzend. Tatsache ist, dass ich mir bei meinem Wechsel vom Staatsdienst in die Selbständigkeit im Frühling 1995 das gesamte Pensionskassenkapital auszahlen liess und ich überhaupt nie ein Geschäft mit der BVK gemacht hatte! Im gleichen Artikel wird ferner aufgrund einer Aussage von Ernst Züst behauptet, ich hätte mich an verpönten Insidergeschäften beteiligt, dies vor bald zwanzig Jahren! Ich wehre mich mit allen Mitteln gegen diesen Vorwurf, notfalls auch mit rechtlichen Schritten. Ich habe dies auch die parlamentarische Untersuchungskommission (PUK) wissen lassen. *Robert Straub, Zürich*

Im Artikel wird der falsche Eindruck erweckt, dass der VPOD in der Aufsicht über die BVK involviert war. Die BVK wird nicht durch einen von Arbeitgebern und Versicherten paritätisch geführten Stiftungsrat überwacht und geleitet – im Gegensatz zu den Pensionskassen der Privatwirtschaft oder der Stadt Zürich. Der Regierungsrat ernennt allein Vertreter der Arbeitgeber und des Personals in die sogenannte Verwaltungskommission, die stets vom zuständigen Regierungsrat präsiert wird (gegenwärtig Ursula Gut). Dieses Gremium hat nur eine beratende Funktion. Vom VPOD ist lediglich eine Person Teil dieses 16-köpfigen Gremiums. Der VPOD bewertete diese Kommission seit je als Katzentisch der BVK-Versicherten, weil die Einflussnahme äusserst beschränkt ist. So hatte eine Rückweisung des Geschäftsberichts durch die Personalvertreter keine konkreten Wirkungen. Das ändert sich endlich: Es stehen Wahlen für einen vollwertig paritätisch geführten Stiftungsrat bevor, an denen sich sämtliche Personalverbände mit einer gemeinsamen Liste beteiligen.

Christoph Lips, Regionalsekretär VPOD

Gezielt gefördert

Nr. 36 – «Mister Gentech»; Alex Reichmuth über Forscher Wilhelm Grüssem

Die romantisierende Idealisierung der Natur und der Natürlichkeit, die mit einer Wissenschaftsfeindlichkeit einhergeht, wird durch bestimmte Kreise gezielt gefördert und politisch sowie wirtschaftlich ausgenutzt. Von der negativen Einstellung gegenüber Gentechnologie und von dem Wunsch der Bevölkerungsmehrheit, dass die Schweiz eine gentechfreie Insel bleibt, profitiert vorläufig unsere Landwirtschaft, aber die Forschung leidet darunter. *Andreas Petrin, Dietikon*

Schwelle der Todespforte

Nr. 35 – «Ersatzteillager Mensch»; Alex Reichmuth über das neue Transplantationsgesetz

Für den Rechtsmediziner ist das einzig sichere Kriterium für den eingetretenen Tod das Vorhandensein der Totenflecken. Warum? Sie beweisen, dass seit mindestens zehn bis zwanzig Minuten kein Blutkreislauf im Körper mehr stattgefunden hat und damit eine Wiederbelebung unmöglich ist.

Warum? Weil dadurch auch die lebenswichtigen Zentren im Gehirn, die den Kreislauf und die Atmung aufrechterhalten, unwiederbringlich zerstört, das heisst tot sind. Als Todeskriterium hat also immer schon der irreversible Funktionsausfall des Gehirns gegolten, unabhängig davon, ob es sich um Herztod, einen Erstickungstod oder einen Stoffwechsellod et cetera handelt. Das Hirntod-Konzept ist also keine Erfindung der Transplantationsmedizin. Erst durch die herzchirurgische Pionierleistung von Christiaan Barnard 1967 und die damit verbundene Organspende war es notwendig geworden, diesen irreversiblen Funktionsausfall mittels mehrfacher und verlässlicher neurologischer Untersuchungsmethoden zu beweisen – natürlich mit entsprechenden Vorsichtsregeln, zum Beispiel in Fällen von Unterkühlung oder Vergiftungen.

An der Erarbeitung dieser Kriterien waren übrigens von Anfang an auch Rechtsmediziner beteiligt. Es besteht also keinerlei Anlass, das Hirntod-Konzept in Hinblick auf die Organtransplantationen neu zu überdenken. Mit dessen neurologischen Kriterien lässt sich heute ebenso sicher wie mit dem Totenfleck beweisen, dass der Gevatter Tod die Schwelle der Todespforte des Gehirns überschritten und den Verstorbenen in das Reich des Todes oder des Himmels geführt hat – «und das weiss nur der Gott» (Sokrates). Sicher wiederum weiss der Organspender aber, dass er seine Organe als bereits tote Person in dankenswerter Weise noch lebenden Personen spendet hat.

Richard Dirnhöfer, Bern

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als Frau im Modegeschäft die Herrengarderobe benutzen, wenn man vor der Damengarderobe anstehen muss?

Nadja Sigrist, Steinhausen

Ja, als Frau darf man das. Denn Sie sind a) eine Kundin und somit Königin und b) wie eingangs erwähnt eine Frau. Und Männer haben im Allgemeinen nichts dagegen, wenn sich eine Frau in ihrer näheren Umgebung umzieht. Aber Männer haben im Allgemeinen etwas gegen Umkleidekabinen. Und das ist auch schon Ihr nächster Vorteil: die Aversion des Mannes gegen Umkleidekabinen. Denn Herren in Herrengarderoiben wollen vor allem eins: so schnell wie möglich wieder raus! Die tun Ihnen nix. Im Gegenteil, die verhalten sich beim Anblick einer Frau in der Herrengarderobe wie aufgeschreckte Rehe im Scheinwerferlicht. Und falls Ihnen die Modefachverkäuferin/der Modefachverkäufer sagt: «Hier drin können Sie nichts probieren!», dann sagen Sie einfach: «Doch, ich kann, es geht sogar wahnsinnig gut, halleluja, ein Wunder ist geschehen!» *Dominique Feusi*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.


CRESTA PALACE
Herbstzauber

Grosser SPA-, Pool-, Beauty- und Therapie-Bereich sowie Kinderclub.
 Wandern, Golfen, Biken, Tennis uvm.
 Zimmer/Frühstück ab CHF 110.– pro Person

Ab 2 Nächten: freie Fahrt auf ÖV + Bergbahnen
 Sommersaison bis 14. Oktober 2012

★★★★

CRESTA PALACE . CH-7505 Celerina/St. Moritz
 T +41 (0)81 836 56 56 . www.crestapalace.ch
 Elisabeth und Hanspeter Herren


das Bergjuwel

«Muesch gäng bügle, gäu?»

Der Tamile Kasinathan Kethys hat in der Schweiz eine steile Karriere hingelegt: Als Flüchtling ins Land gekommen, führt er heute eine rustikale Landbeiz im bernerischen Oberbütschel mit Erfolg. Sein Dialekt klingt wie aus einem Gotthelf-Film. Von Andreas Kunz und Nathalie Bissig (Bilder)

Damit haben die zwei Ausflügler nicht gerechnet: Auf der Sonnenterrasse vor dem Restaurant «Sternen» in Oberbütschel (BE) steht ein Tamile mit dunklem Teint und dunklem Schnauz. Er öffnet den Eichhof-Sonnenschirm, stellt das Rivella-Schild vor die Treppe, zupft die Schweizer Fahne über dem Eingang gerade – als ob er der Chef sei hier. Dann schaut er auf die Strasse herunter und ruft herzhaft: «Grüessech mitenand!» Die Ausflügler lachen. Der Tamile ist tatsächlich der Chef hier. Und sein Berndeutsch klingt beinahe wie aus einem Gotthelf-Film.

Es läuft rund im «Sternen» an diesem Spätsommerwochenende, bald ist die Landbeiz gefüllt mit Wanderern, Velofahrern und Stammgästen, die den Blick auf die Berner Alpen geniessen, *Nidlechueche* essen und *Kafi fertig* trinken. «Wer mich nicht kennt, schaut am Anfang vielleicht ein bisschen komisch», sagt Kasinathan Kethys. «Aber mit den meisten bin ich seit Jahren bekannt.» Er macht die Runde, klopft den Gästen auf die Schulter und sagt: «Geits guet, Rösli?» Oder: «Nimmsch nu äs Ballönli Wyse, Dänu?» Rösli und Dänu fragen zurück: «Loufts Gschäft?» Kethys antwortet: «Jiu, aber muesch gäng bügle, gäu?»

Zwei T-Bone-Steaks für 40 Franken

Zuvor war es im «Sternen» unter dem Schweizer Pächter ein bisschen verschlafen gewesen. Seit Mai 2011 aber sorgt der 44-jährige Tamile für neuen Schwung; er schmückte die Beiz mit Kantonswappen und Geranien, schrieb eine «Bollywood»-Karte, warb in den Lokalzeitungen und führte allerlei Aktionen ein («T-Bone-Steak und Pommes frites für zwei Personen: Fr. 40.–»). Vor allem aber hat Kasinathan Kethys – er kann es selber nicht genug betonen – den «Sternen» durchgehend von frühmorgens bis spätabends geöffnet, «sieben Tage die Woche!», wie überall auf den Plakaten steht. «Muesch gäng bügle, gäu?», sagt Kethys und lacht.

Vor 18 Jahren war er als Kriegsflüchtling in die Schweiz gekommen, war damals im Winter an der Grenze fast erfroren, hat einen Job als Tellerwäscher erhalten, die Kochlehre gemacht, sich zum Küchenchef hochgearbeitet und ist jetzt Wirt einer florierenden Landbeiz. Es ist die Geschichte eines Aussenseiters, der keinen Rappen besass, weder Sprache noch Menschen kannte – und heute in fast akzentfreiem Berndeutsch seinen Freunden Dänu und Rösli eine Runde offeriert.



Eine Tissot-Uhr zum Lehrabschluss: «Sternen»-Wirt Kethys.

Über 40 000 Menschen aus Sri Lanka waren damals in den achtziger Jahren in die Schweiz geflüchtet. Sie suchten Schutz vor dem Bürgerkrieg – und fanden einen Ort, an dem sie sich eine Existenz aufbauen konnten. Die meisten Tamilen haben ihre Chance gepackt, sie arbeiten in der Gastronomie, der Pflege und Betreuung.

Dank ihres «höflich-zurückhaltenden Charakters» und ihrer «guten wirtschaftlichen Integration» gehören sie zu den «beliebtesten Ausländergruppen» der Schweiz, heisst es in einem Bericht des Bundesamts für Migration. Sie sind weder als Raser, Diebe oder Schläger in die Schlagzeilen geraten und fallen in den Kriminalitäts- und Arbeitslosigkeitsstatistiken kaum in Betracht. Kam die erste Generation Tamilen noch als Hilfsarbeiter ins Land, fanden ihre Kinder häufiger den Weg in die Gymnasien als die Secondos aus der Türkei oder Ex-Jugoslawien.

Die Tüchtigen haben in der Schweiz gute Chancen, nach oben zu kommen, sagt eine Studie der Universität Basel (siehe Seite 28). Rund sechzig Prozent der Kinder aus dem ärmsten Viertel der Bevölkerung steigen in ihrem Leben beruflich auf – ein internationaler Spitzenwert. Der funktionierende Arbeitsmarkt war auch ein entscheidender Grund dafür, dass die Schweiz letzte Woche vom World Economic Forum erneut zur kompetitivsten Nation der Welt gewählt wurde. Es ist in vielerlei Hinsicht das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, in dem fleissige Menschen wie Kasinathan Kethys eine Tellerwäscherkarriere hinlegen können.

Bei minus 10 Grad über die Grenze

Viel hätte nicht gefehlt, und er wäre ebenso gestorben wie seine zwei Brüder, die im Krieg ihr Leben verloren. Kethys war das jüngste von sechs Kindern, und weil seine Eltern ihn nicht an die Armee verlieren wollten, schickten sie ihn fort nach Thailand. Dort besorgte sich der 18-Jährige ein Studentenvisum für die damalige Tschechoslowakei. Kethys landete in Prag, wo er den Zöllnern die letzten hundert Dollar geben musste, damit sie ihn nicht zurück nach Sri Lanka schickten. Er reiste weiter und nahm von Berlin aus mit fünf anderen Flüchtlingen den Zug Richtung Schweiz.

Kurz vor Basel stiegen sie aus und machten sich zu Fuss auf den Weg über die grüne Grenze. Es war der Winter 1992, Temperatur: minus zehn Grad. «Ich war schockiert», sagt Kethys. «Überall lag Schnee, das hatte ich noch nie gesehen!» Da die Temperaturen in Sri Lanka kaum unter 25 Grad gefallen waren, sei er fast erfroren auf dem Marsch, habe sämtliche Kleider am Leib getragen: drei Hemden, ein T-Shirt, drei Paar Hosen und zwei Paar Socken, wobei er ein Paar davon als Handschuhe benutzte. «Ich stand kurz vor dem Tod, das werde ich nie vergessen», sagt Kethys.

Die Flüchtlinge hatten sich zwar einen Plan besorgt, aber da keiner der Gruppe Karten lesen konnte, irrten sie in der Dunkelheit um-

her, bis sie einen Taxichauffeur fanden, der sie ins Auffangzentrum brachte. Es war fünf Uhr morgens und bitterkalt, das Tor zur Schweiz hatte noch drei Stunden geschlossen.

Kethys wurde ins Berner Oberland gebracht. «Nach Interlaken!», sagt er. «Noch kälter!» Dann die erste warme Mahlzeit: *Suure Moocke* mit Kartoffelstock. «Wollen die mich vergiften?», habe er sich gefragt. «Ist das Fleisch so sauer, weil es verdorben ist? Und was soll dieser komische Brei?» Heute habe er *Sure Möckä* mit Kartoffelstock sehr gerne, sagt Kethys und lacht.

Es sei nicht schlimm gewesen damals als Asylant, man sei immer irgendwie abgelenkt gewesen, habe sich in der Nacht aber seine Gedanken um die Familie und die eigene Zukunft gemacht. Bald wurde Kethys nach Rüeggisberg (BE) verlegt, das seine Heimat werden sollte. Er erhielt den Status als vorläufig Aufgenommener und die Gemeinde vermittelte ihm einen Job. Täglich fuhr Kethys mit einem

«Ich war schockiert. Überall lag Schnee, das hatte ich noch nie gesehen!»

alten Velo den steilen Berg hinauf ins Restaurant «Bütschelegg», wo er den Abwasch machte. «Ich war nie krank», sagt Kethys ungefragt. Sein erster Lohn? «780 Franken». Sein erster Einkauf? «Ein Puch Maxi! So musste ich endlich nicht mehr diesen Berg hinauftrampen.»

Die Schweizer seien stets nett, freundlich und hilfsbereit gewesen. Manchmal habe einer gefragt: «Warum lächelt ihr Tamilen ständig?» Mit den ersten Brocken Deutsch antwortete Kethys: «Lachen ist gesund.» Rassismus und Ausländerfeindlichkeit habe er nie erlebt in diesen SVP-Landen in den Berner Voralpen, nur einmal habe ein Bauer gesagt: «Du bisch aber au en schwarze Cheib!» Kethys lächelte und antwortete: «Braun, nicht schwarz.»

Bald durfte der Tamile in der «Bütschelegg» das kalte Buffet machen. Wann immer es ging, beobachtete er den Chef, schrieb abends ins Tagebuch, wie er mit den Gästen und Angestellten umging, wie er die Saucen machte, das Fleisch briet, die Gemüsesuppe zubereitete. «Ich habe jeden Tag auf Tamilisch einen Eintrag gemacht und konnte schnell auch warme Gerichte kochen», sagt Kethys. «Rahmschnitzeli mit Nüdeli oder Koteletts mit Pommes frites.» Dann musste der Chef ins Militär, und da die Vertretung nicht erschienen war, übernahm der Tamile den Laden. «Ich habe alles alleine gemacht, und niemand hat es gemerkt», sagt Kethys. Der Chef sei sehr froh gewesen bei der Rückkehr, denn es habe keine Reklamationen gegeben. Er fragte: «Kethys, willst du Koch werden und eine Lehre machen?»

«Jesses Gott», habe er sich gesagt. «Ich war schon 32 Jahre alt und konnte zwar ein wenig Berndeutsch, aber kein Deutsch.» Doch in der

Berufsschule hätten sie ihm überall geholfen. Mehr als allen anderen habe er seinen Abschluss aber seinem Chef Niklaus Maurer und dessen damaliger Frau Liselotte Staub zu verdanken, die fast jeden Abend nach der Arbeit mit Kethys gelernt haben, ihm Texte aus der Zeitung diktierten und die Dreisatz-Rechnung beibrachten, manchmal bis morgens um drei Uhr. Zur bestandenen Prüfung schenkte ihm Maurer eine Tissot-Uhr, die Kethys heute noch trägt. Er sitzt am Tisch im «Sternen», nimmt die Uhr vom Handgelenk und zeigt stolz die eingravierte Widmung: «Kethys – zur Lehrabschlussprüfung 2003». Ich war sein erster und einziger Lehrling, sagt der Tamile.

Die besseren Köche

Sie sind die wahren Integrierer: die Lehrmeister und Unternehmer, die den arbeitswilligen Ausländern eine Chance geben und sie in ihrem Aufstieg unterstützen. Für Niklaus Maurer war «das alles keine grosse Sache gewesen». Die Gemeinde habe ihm einen Tamilen angeboten und er habe sich gesagt: «Moll, ich nehme einen.» Auf die Hautfarbe habe er bei einem Menschen noch nie geschaut. Wenn er von Einheimischen gefragt worden sei, warum er einen Tamilen beschäftige, habe er retour gefragt: «Willst du meinen Abwasch machen?» Tatsächlich seien die Tamilen nicht nur fleissiger, sondern auch die besseren Köche als manche Schweizer. «Sie haben mehr Talent und ein besseres Gespür für den richtigen Umgang mit Lebensmitteln.» Die schönste Erfahrung mit Kethys sei die grosse Freude gewesen, die der Tamile beim Kochen, Deutschlernen und Dreisatz-Rechnen entwickelt habe. «Wenn einer eine solche Begeisterung zeigt, hilft man ihm automatisch», sagt Maurer.

Den Lehrabschluss machte Kethys mit einer 4,9. «Ich hatte fast überall – auch im Deutsch! – eine 5», sagt er. Bloss beim Allgemeinwissen habe es gehapert, von europäischer Geschichte, Kultur und Politik habe er keine Ahnung gehabt. «Ich wusste nicht einmal, was die Berliner Mauer ist», sagt Kethys und lacht.

Es ist Abend geworden im «Sternen», Kellner Tibor aus Ungarn verabschiedet sich auf Hochdeutsch. Kethys sagt: «Du musst Berndeutsch lernen!» Es sei ganz einfach, er habe den Leuten immer genau zugehört und die Wörter dann leise nachgesprochen. «So geits hurtig», sagt Kethys. Tibor verteidigt sich, er habe in Bayern gearbeitet, und selbst im Vergleich zu diesem Dialekt sei Berndeutsch schwer genug, um es überhaupt zu verstehen. Die beiden Ausländer streiten und witzeln über die richtige Aussprache von berndeutschen Wörtern, bevor Kethys neue Gäste entdeckt und aufspringt: «Grüesseech mitenand, sali Mätü, sali Tönu, sali Tinu!»

Kethys Frau Nantha Ketheesaran setzt sich an den Tisch, sie haben 1998 geheiratet und zwei Kinder bekommen: Sohn Renojan, 12,

Unbeschränkte Möglichkeiten

Die Tüchtigen haben beste Chancen, den beruflichen Aufstieg zu schaffen. Gewisse Migrantengruppen scheren aus. *Von Rico Bandle*



Heldenstatus: Xhaka (l.), Shaqiri (M.) und Behrami beim Schweizer Sieg gegen Albanien.

Die fünf Schweizer Nati-Spieler mit albanischem Hintergrund standen in den letzten Tagen im Zentrum des Interesses. Der Fussball sei für viele Kosovo-Albaner die einzige Möglichkeit, den sozialen Aufstieg zu schaffen, so die gängige Erklärung für deren starke Vertretung unter den hiesigen Top-Fussballern. Doch stimmt das? Haben Kinder aus sozial schwachen Familien tatsächlich kaum eine Chance, über den gängigen Schul- und Berufsbildungsweg zum Erfolg zu gelangen?

Die Prämisse «Jeder kann es schaffen» ist ein zentraler Bestandteil einer offenen Gesellschaft. In den USA räumten beide Parteien an ihren Kongressen Einwanderergeschichten einen grossen Stellenwert ein. Der sogenannte amerikanische Traum, die Tellerwäscherkarriere, ist das Symbol für die bestmögliche Gesellschaft, in der nicht die Herkunft, sondern einzig Fleiss und Talent über den beruflichen Erfolg entscheiden. Von den USA weiss man allerdings: Der amerikanische Traum bleibt für die meisten Amerikaner aus niederen Schichten ein Traum – die «soziale Mobilität», so der Fachbegriff für den beruflichen oder monetären Auf- oder Abstieg, ist gemäss Studien im Vergleich mit anderen entwickelten Ländern eher gering.

Doch wie steht es in der Schweiz? Sozialen Organisationen kommt die Klage der «mangelnden Chancengleichheit» rasch über die Lippen. Dem ist aber nicht so. Gemäss einer neuen Studie der OECD haben in der Schweiz 30 Prozent der 25- bis 34-Jährigen einen höheren Bildungsabschluss erworben als ihre Eltern, sind also aufgestiegen, 13 Prozent einen tieferen. Dass die Schweiz mit dieser Bilanz hinter Krisenländern wie Irland, Spanien oder Griechenland platziert ist, liegt einerseits am bereits hohen Bildungsniveau der Schweiz, andererseits am dualen Bildungssystem, das nur schwer mit anderen Systemen vergleichbar ist. Eine frühere Studie der Universität Basel untersuchte das Einkommen und zeichnete ein noch besseres Bild: 60 Prozent der Kinder in der Schweiz, deren Väter einkommensmässig zur Kategorie der untersten 25 Prozent gehören, schaffen den Aufstieg in mindestens die nächsthöhere Kategorie.

Falsche Vorbilder der Albaner

Eine absolute Chancengleichheit wird es nie geben: Wer aus einer gebildeten oder wohlhabenden Familie stammt, hat immer einen Startvorteil. Eine aus der Volkszählung 2000 hervorgegangene Statistik zeigt aber, dass in der Schweiz die Ethnie einen bedeutenderen Einfluss auf den Schulabschluss hat als die so-

ziale Herkunft. Positiv stechen die Spanier hervor. Von der eingewanderten Eltern- generation verfügten nur etwa 25 Prozent über eine abgeschlossene Berufsausbildung, von ihren in der Schweiz geborenen Kindern bereits 85 Prozent. Die zweite Generation der Spanier holte damit schon fast die Schweizer auf, von denen 91 Prozent einen Berufs- oder Mittelschulabschluss haben. Anders die Einwanderer aus dem einstigen Jugoslawien: Von der Eltern- generation verfügten ebenfalls rund 25 Prozent über einen Berufsabschluss, bei ihren in der Schweiz geborenen Kindern erhöht sich der Anteil nur auf 39 Prozent.

Die Spanier beweisen, dass auch Kinder von ungelernten Arbeitern reüssieren können. Oft müssen sie aber härter kämpfen als ihre Kollegen aus hohen Schichten. Wie eine schwer erarbeitete Karriere aussehen kann, zeigt ein türkischer Zahnarzt mit eigener Praxis in Zürich. Mit acht Jahren kam er in die Schweiz, lernte rasch Deutsch und gehörte zu den Klassenbesten. Doch der Sekundarlehrer zog gar nicht erst in Erwägung, dass der Türke ans Gymnasium wechseln könnte; bei ähnlich leistungsfähigen Kindern aus Akademikerfamilien war ein solcher Wechsel selbstverständlich. Der Junge machte eine Lehre als Maschinenzeichner, danach die Zweitwegmatura – die Eintrittskarte zum Studium der Zahnmedizin. Ein langer, beschwerlicher Weg, der dank viel Fleiss zum Erfolg führte.

Die Einführung der Fachhochschulen Ende der 1990er Jahren hat die soziale Mobilität zusätzlich erhöht. Da Kinder aus tieferen sozialen Schichten eher selten ein Universitätsstudium ins Auge fassen, erweist sich die Möglichkeit zur Erlangung der Berufsmatura und des anschliessenden Studiums an einer Fachhochschule als Türöffner zu höheren Einkommensklassen.

In der Schweiz werden auf allen Stufen grosse Anstrengungen unternommen, die Chancengleichheit in der Schule zu wahren – von einer Diskriminierung spricht kaum mehr jemand. Dass gewisse Einwanderergruppen, zum Beispiel die Kosovo-Albaner oder Portugiesen, den Aufstieg häufig trotzdem nicht schaffen, hat kulturelle Ursachen: Bildung geniesst in jenen Familien meist keinen hohen Stellenwert.

Aus volkswirtschaftlicher Sicht sind die Erfolgsgeschichten der Fussballer Shaqiri, Dzemaili, Xhaka oder des rappenden YouTube-Stars Baba Uslender eher kontraproduktiv: Ausgerechnet jene Landsleute werden zu Helden erklärt, zu Symbolfiguren einer Schweiz als Land der unbegrenzten Möglichkeiten, die ohne abgeschlossene Berufsausbildung Ruhm erlangten.



Eingespielt: Ehepaar Kethys mit den Kindern.

und Tochter Rigitha, 9. Sie kannte Kethys aus Sri Lanka, beide kommen aus dem gleichen Dorf, waren zusammen zur Schule gegangen, haben sich danach aber aus den Augen verloren. In der Schweiz erfuhr Kethys, dass Nantha in Deutschland lebt. Er rief sie an und fragte, ob sie in die Schweiz kommen wolle. «Wegen der Bewilligung musst du mich aber heiraten», sagte Kethys. Nantha zögerte, nach dem dritten Telefon stimmte sie zu. «Es war schon eine Liebesheirat», sagt Kethys und schmunzelt. Nantha sagt: «Ich habe ihn sehr gern, auch wenn er manchmal verrückt ist.»

Wahrlich verrückt war ihr Tagesablauf: Morgens um fünf Uhr fuhr Kethys zur Arbeit und kam abends um fünf zurück, dann übergab Nantha ihm die Kinder und ging selber bis nach Mitternacht im McDonald's arbeiten. Da Kethys oft sieben Tage die Woche in der Küche stand, hätten sie sich auch am Wochenende kaum gesehen. Während drei Jahren führten sie zusätzlich einen Kiosk in Schlieren bei Köniz, wo Kethys von 6 bis 13 Uhr arbeitete, danach an Nantha übergab und bis Mitternacht seinen 100-Prozent-Job als Koch erledigte. Er habe sich manchmal schon gefragt, warum er sich das alles antue, sagt Kethys. Seine Antwort war: «Ich will und muss Erfahrungen sammeln.» Heute laufe es besser und einfacher, das Team Kethys sei eingespielt. «Letztes Jahr haben wir sogar zum ersten Mal gemeinsam Silvester gefeiert.»

Nach der Lehre arbeitete der Tamile in verschiedenen Restaurants und Kantinen, bevor ihn Maurer ins Haus des Sports nach Ittigen holte, wo er bald zum Küchenchef aufstieg. 180 Menüs habe er dort pro Tag herausgegeben. Und ständig hätten ihn die Leute gefragt, wann er endlich wieder asiatisch koche. Dann sah er im Amtsblatt den «Sternen» in Oberbüt-

schel ausgeschrieben, eine gemütliche Landbeiz direkt an der Haltestelle des Postautos. Zuerst habe er es sich nicht zugetraut, aber Nantha habe ihn dazu gedrängt, sagt Kethys. Er bewarb sich, bekam den Zuschlag und einen Kredit von der Bank. Da er es dem ehemaligen Chef aber versprochen hatte, habe er die ersten Monate morgens von sechs bis elf Uhr weiterhin in Ittigen gearbeitet, bevor er am Mittag in die eigene Beiz wechselte und bis Mitternacht weitermachte.

Feuerwehrabend im «Sternen»

Der Eröffnungstag im «Sternen» sei ein grosser Erfolg gewesen. Es war Jodlerfest im Dorf, und Kethys verkaufte fünfzig Nachtessen. Er erweiterte das Angebot und öffnete ein asiatisches Buffet, damit die Leute seine Briyani-Currys kennenlernten. Um die Gäste auch morgens anzulocken, offerierte er den Kaffee für 2.50 Franken und das Sandwich für 3.50 Franken. Abends gibt's den Wein ab 3.50 Franken pro Deziliter. «Büezerpriise», sagt Kethys. So seien die Männer gekommen, die am Wochenende dann ihre Familien mitbrachten. Die Augen des Geschäftsmanns funkeln: «Muesch gäng meh Lüüt ha u gäng bügle, gäu?» Seine Geschäftslogik klingt bestechend: «Wenn immer nur die zehn gleichen Leute kommen, und irgendwann fünf davon sterben, habe ich nur noch fünf Gäste.»

Heute kommen die Leute sogar aus den Nachbardörfern zu ihm und auch das Säli sei regelmässig besetzt: Die Feuerwehr, der Jodlerverein, die Hornusser oder die lokale SVP-Sektion – alle wollten sie zu ihm in den «Sternen», sagt Kethys stolz.

Das tamilische Erfolgsrezept? «Muesch gäng fründlich sy u kei Muggigring mache», sagt Kethys. Als Ausländer müsse man sich anpassen in der Schweiz, die Sprache lernen und das Land verstehen. Wenn die Einheimischen keine schlechten Erfahrungen machten, dann würden sie auch nicht «hässig» und es gäbe keine Probleme, sagt Kethys. Und nicht zu vergessen: «Muesch gäng bügle, gäu?» Wer Ende Monat ohne Gegenleistung Geld erhalte, werde sich nie integrieren, sagt der Tamile.

Kethys erhält nächstes Jahr die C-Bewilligung, seine Kinder den Schweizer Pass. Es ist ihm wichtig, dass Renojan und Rigitha eine gute Ausbildung erhalten. Er lehrt sie «Disziplin, Fleiss und Anstand», damit sie den sozialen Aufstieg der Familie Kethys in der Schweiz fortführen können. Am Samstag lernen sie in einer sri-lankischen Schule Tamilisch. Doch eines sei bereits klar: «Meine Kinder wollen nicht zurück nach Sri Lanka.» Als er vor zwei Jahren mit ihnen in seiner alten Heimat in den Ferien gewesen sei, hätten sie nach einer Woche bereits gesagt: «Papi, wir wollen heim!» Es habe ihnen überhaupt nicht gefallen, das Essen sei zu scharf gewesen, und vor allem: «Es war ihnen in Sri Lanka viel zu heiss.» ○

Schaffhauser Blauburgunderland: ein ideales Terroir für diese Spätlese!



Valentina Smajlis Fall

Als Mitglied der Luzerner Einbürgerungskommission kam sie in die Schlagzeilen: Frau, Immigrantin, Muslimin, Veganerin, Gewerkschafterin – Valentina Smajli bringt alles mit, was es für eine Karriere in der SP braucht. Wie konnte sie es sich trotzdem mit ihren Genossen verscherzen? Von Christoph Landolt



Unangenehmer Personalentscheid: Vorzeigepolitikerin Smajli, 29.

Die Tränen, die sie in Lugano vergossen hat, hat Valentina Smajli inzwischen abgewischt. Wie kein anderes Parteimitglied verkörpert die 29-jährige Luzernerin die Integrationsdebatte, die sich wie ein Graben durch die Sozialdemokratische Partei zieht und die an diesem Wochenende an der Delegiertenversammlung in Lugano mit einem Patt endete: Sind die Probleme bei der Einwanderung eine Erfindung von «rechten Hetzern», oder darf man als SPler darüber reden?

Valentina Smajli will darüber reden, erst jetzt, aber jetzt erst recht. Ihre Haltung hat sie innert dreier Tage all ihre Parteiämter gekostet. Zuerst wurde sie aus der Luzerner Einbürgerungskommission gedrängt, dann aus der Geschäftsleitung der SP Schweiz abgewählt.

Dabei hat Valentina Smajli einen Lebenslauf, der sie zu einem idealtypischen SP-Mitglied macht: Smajli ist eine Frau. Sie ist albanischer Abstammung und spricht breiten Obwaldner Dialekt. Sie ist Muslimin und engagiert sich im «Forum für einen fortschrittlichen Islam». Die Schweinefleisch-Frage stellt sich für sie nicht, sie ist Veganerin. Während ihr Vater noch auf dem Bau schuftet, arbeitet sie auf dem Sekretariat der Gewerkschaft Syndicom – eine sozialdemokratische Traumkarriere. Wie schafft man es mit einem solchen Profil, sich mit der SP zu verkrachen?

Smajli vs. Roth

«Zu streng eingebürgert?», mutmasst der *Blick*. Das Blatt hatte Valentina Smajli in den letzten Wochen national bekannt gemacht, als Opfer eines «Einbürgerungs-Skandals». Anders als von der SP gewünscht, habe sie sich geweigert, Leute einzubürgern, die kein Deutsch sprechen würden oder häusliche Gewalt ausübten. «Valentina Smajlis Einbürgerungs-

entscheide waren den SP-Funktionären zu differenziert. Zu konsequent.»

Obwohl sie weiter in der Luzerner Einbürgerungskommission habe verbleiben wollen, sei sie von der SP gemobbt worden. Dafür verantwortlich sei ihr Amtskollege und Intimfeind Simon Roth, 28, der Bruder von Juso-Schweiz-Präsident David Roth. Smajlis happiger Vorwurf: Um ihr zu schaden, habe Roth Informationen über ihr Stimmverhalten an die Partei herangetragen und damit das Amtsgeheimnis verletzt.

Aufenthaltsbewilligungen für alle

In der SP – das hat die Delegiertenversammlung am Wochenende gezeigt – geben derzeit die Jungen den Ton an, und die politisieren am linken Rand. Der Juso-Flügel hat an der Versammlung in Lugano Anträge durchgedrückt, die den alten Geist der internationalen Solida-

rität atmen: Alle Sans-Papiers sollen Aufenthaltsbewilligungen erhalten; Integrationsvereinbarungen, die von Zuwanderern Bemühungen verlangen (und wie sie von der SP lange gefordert wurden), soll es nicht mehr geben; wer in der Schweiz geboren ist, soll automatisch das Bürgerrecht erhalten; Zwangsausschaffungen gehören verboten, da unmenschlich. Kurzum: Jedermann und jede-frau, der/die seinen/ihren Fuss auf Schweizer Boden setzt, darf für immer bleiben.

Eine solch generöse Einbürgerungspolitik vertritt auch Simon Roth in der Luzerner Bürgerrechtskommission. Konkret heisst das: Roth hat bis jetzt noch jedes Einbürgerungsgesuch (100 Prozent) durchgewunken. Darunter waren auch Männer, deretwegen die Polizei zweimal ausrücken musste, nachdem sie von ihren Frauen wegen häuslicher Gewalt angezeigt worden waren. Diese Anzeigen wurden

Es geht in diesem Fall um Politik und um die Schwierigkeit, offen und rechtzeitig Kritik zu üben.

dann, wenn der Hausegen einmal gerade hing, wieder zurückgezogen. Für Juso-Mann Roth reicht dies nicht, um ein Einbürgerungsgesuch zu sistieren, wie er gegenüber der *Weltwoche* bekräftigt: «Wenn keine Verurteilung vorliegt, gilt grundsätzlich die Unschuldvermutung.»

Wie oft sie Nein gesagt hat, will Valentina Smajli nicht offenlegen. Da lediglich 2,5 Prozent aller Bürgerrechtsgesuche von der (bürgerlich dominierten) Kommission abgelehnt wurden, kann man aber davon ausgehen, dass auch sie nur in Einzelfällen gegen eine Einbürgerung stimmte. Sind diese wenigen Fälle wirklich geeignet, ein derartiges Zerwürfnis zu provozieren? Alle Beteiligten sagen, es gehe «nicht um Politik».

Politische Sololäufe

Tatsache ist: Es geht in diesem Fall um Politik, und wie mehrere Genossen der *Weltwoche* gegenüber bestätigten, nahm sich Smajli in der Einbürgerungskommission tatsächlich erstaunliche Freiheiten heraus, die gegen die Vorstellungen der eigenen Partei liefen. Ihre integrationspolitischen Entscheide lagen nicht unbedingt auf SP-Linie. In den Medien wurde sie deswegen als Realistin gefeiert, die sich vorteilhaft von den ausländerpolitischen Luftbussen der SP absetze.

Diese Deutung ist allerdings etwas zu einfach. Zunächst ist es der Luzerner SP nicht zu verargen, dass sie von einer Parteikollegin erwartet, in ihrer politischen Arbeit sozialdemokratische Grundsätze anzuwenden. Dass die SP ausländerpolitisch keine harte Linie fährt, mögen bürgerliche Kreise bedauern, aber es ist nun einmal so. Smajli begab sich durch ihr

Ausscheren zwangsläufig auf Konfrontationskurs, wie das in jeder anderen Partei wohl auch passiert wäre. Man stelle sich nur das Getöse vor, dass aufbrandete, würde in der SVP-Nationalrat Lukas Reimann sich plötzlich für die Errichtung neuer Minarete in der Schweiz einsetzen oder für eine Generalamnestie zugunsten ausländischer Drogendealer. Aus Sicht der SP manövrierte sich Smajli migrationspolitisch ins Abseits, und es ist das Recht jeder Partei, das eigene Programm innerhalb gewisser Toleranzbreiten auch von den eigenen Mitgliedern einzufordern.

Aber es kommt in diesem Fall noch etwas Zweites hinzu, worüber die Genossen nicht so gern sprechen. Valentina Smajli ist die sozialdemokratische Vorzeigepolitikerin schlechthin. Als voll integrierte Ex-Kosovarinerin mit gewerkschaftlich-veganischem Hintergrund, weiblich, attraktiv und jung ist sie der wandelnde Traum aller PR- und Politstrategen. Sie verkörpert die biographische und ideologische Idealmischung, um in einer SP als fernsehtaugliches Gegenstück zur SVP-Eidgenossin Natalie Rickli aufgebaut zu werden. Der *Tages-Anzeiger* verglich Smajli bereits mit der bürgerlichen Zürcher Nationalrätin.

Im Unterschied zu Rickli jedoch, bestätigen SP-Mitglieder aus Luzern, fehle es Smajli an Substanz und Qualität für eine grössere politische Laufbahn. Schon früh regten sich Zweifel an der Kompetenz, gab es Kritik, dass Smajli zu rasch aufsteige. Die Sozialdemokraten, die sich die Frauen- und Ausländerförderung auf die Fahnen geschrieben haben, taten sich aber offensichtlich schwer, der aufstrebenden Powerfrau frühzeitig mitzuteilen, dass es Fragezeichen zu ihrer Eignung gebe. Eine Person, die mit der Materie vertraut ist, gibt gegenüber der *Weltwoche* zu, dass die SP hier wohl zum Opfer ihrer multikulturellen und feministischen Moral geworden sei: «Andere Parteien hätten sich vielleicht leichter dazu durchgerungen, einer Valentina Smajli zu sagen, dass es einfach nicht ganz reicht.»

Vor diesem Hintergrund werden auch die kritischen Bemerkungen der grünen Zuger Politiker Josef Lang (Ex-Nationalrat) und Hanspeter Uster (Ex-Regierungsrat) nachvollziehbar. In einem zunächst unveröffentlichten Leserbrief äusserten sich die beiden über ihre leidvollen Erfahrungen mit Smajli im Zuger Gewerkschaftsbund. Gegenüber der *Weltwoche* wirft Lang ihr eine «rigide, sture und intolerante Haltung» vor.

Wie es dazu kommen konnte, dass aus den politischen Differenzen eine für Aussenstehende geradezu hasserfüllte Distanz zwischen der Luzerner SP und ihrer prominenten Exponentin werden konnte, darüber kann nur spekuliert werden. Unangenehme Personalentscheide erzeugen immer böses Blut, wenn sie zu lange hinausgezögert oder auf verschlungenen Wegen kommuniziert werden.

**Gratis
Lieferung**
aller Produkte in die
ganze Schweiz



149.– statt 199.–
Oral-B TriZone 5000

- Drei-Zonen-Tiefenreinigung • Entfernt bis zu 100% mehr Plaque • 40'000 Pulsationen pro Minute
- 5-Reinigungsmodi für individuelle Pflege von Zähnen und Zahnfleisch • Inkl. SmartGuide

HAUSHALT  Karaffen

 Küchenmesser

DO IT + GARTEN

Brausen  Bohrer 

 Taschenmesser

SPIELWAREN  Lego

 Plüschtiere

SPORT  Sportuhren

 Mountainbikes

Rucksäcke 

«Sehen wir es nüchtern»

Wird die Schweiz von Deutschland im Steuerstreit unterdrückt? Müssten die Deutschen ihr Schwarzgeld-Problem nicht selber lösen? Kommen Kleinstaaten in der EU unter die Räder? Der deutsche Botschafter in Bern, Peter Gottwald, gibt Antworten. *Von Roger Köppel und Dominic Büttner (Bild)*

Seit 2011 führt Peter Gottwald als deutscher Botschafter die Geschäfte in Bern. Der 64-jährige Diplomat tritt mit der leicht steifen Attitüde eines naturwissenschaftlichen Hochschullehrers auf, doch der Eindruck täuscht. Der Mann ist zugänglich, sympathisch und humorvoll bis zur Selbstironie. Was es dem Schweizer auch nicht einfacher macht, ihn bei einem Interview über den Steuerstreit ins Kreuzverhör zu nehmen.

Herr Botschafter, sprechen wir zuerst von der innerdeutschen Befindlichkeit. Wie, glauben Sie, kommt bei der deutschen Bevölkerung der Entscheid der Europäischen Zentralbank (EZB) an, unbeschränkt Staatsanleihen zu kaufen?

Der Vorgang zeigt, dass wir in einer gewichtigen, problematischen Situation stehen. Die Tragweite dieser Entscheidung ist grösser, als dass wir sie jetzt schon im Einzelnen abschätzen können. Es zeigt sich auch die Dringlichkeit, dass alle europäischen Institutionen dazu beitragen müssen, eine neue Stabilität in der Euro-Zone zu erzielen.

Die deutschen Steuerzahler haften anteilmässig stärker für die EZB als andere Länder. Wachsen jetzt die Ängste?

Die Deutschen sind nicht reformunwillig. Die Änderungen müssen einfach nachvollziehbar sein und funktionieren. Den Deutschen ist mehrheitlich klar, dass die Euro-Zone durch die Schuldenkrise aus dem Gleichgewicht geraten ist. Die Währungsunion wurde forciert, die politische Union blieb unterentwickelt. Jetzt muss nachgearbeitet werden. Man braucht mehr Koordination. Wenn Solidität verbürgt ist, ist der deutsche Steuerzahler bereit, seine Mittel dafür einzusetzen. Es darf aber kein schwarzes Loch, es muss eine Investition sein.

Wie interpretieren Sie die Tatsache, dass der deutsche Bundesbankpräsident Jens Weidmann gegen die Massnahme ist?

Wer in der EZB wie abgestimmt hat, kann ich Ihnen nicht sagen. Am Ende muss die deutsche Motivation gesehen werden: Man ist sich einig, dass es bei der europäischen Einigung auch darum geht, eine handlungsfähige Einheit zu entwickeln, die den Herausforderungen der Globalisierung begegnen kann. Diese Aufgabe kann nicht der Nationalstaat leisten, das kann nur Europa. Wir sind uns einig, dass



«Manchmal durch Stromschnellen»: Botschafter Gottwald.

wir ein Haus bauen, aber die Baupläne sind noch nicht wirklich ausgereift und niemand weiss heute, wie es dann genau mit der Statik funktioniert. Die deutsche Position, wie sie natürlich auch der Bundesbankpräsident einnimmt, zielt darauf ab, solide Strukturen sicherzustellen. Andere betonen eher die Wachstumsnotwendigkeiten. Daraus können sich dann und wann eben unterschiedliche Einschätzungen ergeben.

Haben Sie persönlich keine Sorge, dass der Draghi-Plan eine Art Mezzogiorno-EU installiert, wonach der reiche Norden dauerhaft für den armen Süden bezahlt?

Ich halte solche Thesen für gefährlich. Hier schwingt Arroganz mit. Einen Nord-Süd-Gegensatz in der EU zu konstruieren, ist der falsche Ansatz. Ernüchterung erfuhr eine allzu naive Sichtweise des Euro, der ja sozusagen als Sprung ins Wasser begonnen worden ist in der Hoffnung, alle weiteren Integrationsschritte würden sich automatisch ergeben. So leicht geht es offensichtlich nicht. Das positive Resultat der Krise ist, dass sie Reformen möglich macht, die vorher politisch nicht möglich gewesen wären.

Sie haben die EU als Modell geschildert, das den Nationalismus überwindet und auf Kooperation statt auf Konfrontation setzt. Das ist doch ein herber Widerspruch zu jüngsten Äusserungen namhafter deutscher Politiker, die die Schweiz der «organisierten Kriminalität» bezichtigen. Ist Schweiz-Bashing Teil der offiziellen deutschen Politik geworden?

Zunächst: Die offizielle deutsche Politik wird von der Bundesregierung und von den Landesregierungen gemacht. Da gibt es keine solchen Äusserungen. Es ist allerdings so, dass sich ein Diplomat mit den Stereotypen, die zwischen zwei Ländern bestehen, auseinandersetzt und sie durch Fakten zu ersetzen bemüht.

Vor hundert Jahren fand der letzte deutsche Kaiser auf seinem Schweiz-Besuch nur lobende Worte für die Eidgenossen. Muss man sich nach Steinbrück, Gabriel und Co. nach dem freundlichen Wilhelm II. zurücksehnen?

Sehen wir es nüchtern: Banken-Bashing ist das Thema in den Medien und in der Politik, nicht nur in Deutschland. Banken haben seit längerem eine schlechte Presse. Weil die Schweiz als Musterland der Banken gilt, wird sie besonders hineingezogen. Konkret geht es jetzt um das Steuerabkommen, in dem unterschiedliche Auffassungen zu Steuerfragen in der Vergangenheit erledigt werden sollen. Unter den Regierungen ist man sich einig, die Zeit für bestimmte Praktiken ist vorbei. Noch gibt es unterschiedliche Auffassun-

gen, was die Offenlegung persönlicher Daten betrifft. Der Abschied von alten Stereotypen ist nicht leicht. Daraus kommt die Kritik, aber sie ist ja zu einem erheblichen Teil auch eine sachbezogene Kritik.

Was ist daran sachlich, wenn die Schweiz der organisierten Kriminalität beschuldigt wird?

Es gibt Kritik an einzelnen Aspekten des Abkommens. Erstens: Kommen Steuerhinterzieher zu günstig weg? Das Abkommen hat eine Bandbreite an Abgeltungssätzen von 21 bis 41 Prozent, wohlgerneht nicht von den Erträgen, sondern von der Substanz. Was ist hier wann gerecht? Zweitens: Erwischen wir jeden? Hier gibt das Abkommen, wenn es in Kraft tritt, grosse Verlässlichkeit, dass sich keine Vermögen mehr wegducken können. Niemand hat verlässliche Zahlen zu den «Abschleichern». Da etwas mehr Licht reinzubringen, könnte die eine oder andere kritische Stimme wohl besänftigen.

Was sagen Sie einem Schweizer, der die Rhetorik bestimmter deutscher Politiker als Ausdruck eines imperialistischen, grossmannsüchtigen Gehabes empfindet?

«Wir hatten nie das Gefühl, die Schweiz zu etwas zu zwingen – im Gegenteil.»

Man muss differenzieren. Man hat heute veränderte Massstäbe. Was vor fünf bis zehn Jahren noch schulterzuckend hingenommen wurde, ist nicht mehr akzeptabel. Die Toleranzschwelle hat sich verändert. Heute haben wir mit dem Abkommen die Möglichkeit, ein Thema, das immer umstritten war, hinter uns zu bringen. Beendet werden auch die CD-Käufe. Diese Käufe ergeben unter dem neuen Abkommen keinen Sinn mehr. Auf dem Weg in ruhige Gewässer muss man leider manchmal durch Stromschnellen.

Der Vorgang ist aus schweizerischer Sicht bemerkenswert: Die Eidgenossenschaft hat übernimmt im Steuerbereich rückwirkend deutsche Massstäbe. Interessant ist, dass dies in Deutschland weder richtig gesehen noch gewürdigt wird. Die Schweiz kommt den Deutschen entgegen, wie es kein anderer Staat tun würde.

Das ist, mit Verlaub, eine etwas gefährliche Argumentation. Zunächst einmal: Zwischenstaatliche Verträge dienen nicht der historischen Aufarbeitung und Benotung vergangener Verhaltensweisen. Zweitens hat niemand behauptet, dass die Schweizer mit vorgehaltener Pistole an den Verhandlungstisch geführt worden wären. Es ist ein Vertrag, der einvernehmlich geschlossen wurde. Wir hatten nie das Gefühl, die Schweiz zu etwas zu zwingen. Im Gegenteil, wir wären natürlich froh gewesen, wenn wir den automatischen Informationsaustausch

hätten reinbringen können, aber wir haben akzeptiert, dass die Schweiz das nicht will.

Einspruch. Die Schweiz zahlt bereits Milliarden für die Vergangenheit, für Vermögen, die hier aus Schweizer Sicht legal ins Land gelangt sind. Das ist eine Bewertung, eine Benotung, wenn Sie wollen. Damit ist direkt ein Schuldeingeständnis verbunden.

Ich widerspreche. In der Vergangenheit hatte jedes Land seine eigenen Spielregeln und die eigenen Interessen im Vordergrund. Was der andere dachte, war egal. Dieses Verhalten wird zusehends schwieriger, weil die Erkenntnis da ist, dass man eben doch zusammen Ball spielt. Und wenn zwei auf einem Spielfeld nach unterschiedlichen Regeln spielen, dann kommt nichts Vernünftiges heraus. Es ist zudem nicht so, dass die Schweiz Strafzölle an Deutschland entrichtet. Sondern es ist so, dass Deutsche, die in der Schweiz Konten haben, jetzt eben für ein Verhalten zur Kasse gebeten werden sollen, das in der Vergangenheit – aus deutscher Perspektive – hier toleriert wurde, obwohl es in Deutschland eindeutig ein Gesetzesverstoss war. Die Schweiz hat keine grundsätzlich andere Auffassung. Die Bürger sollen doch bitte schön ihre Steuern zahlen. Man versucht, reinen Tisch zu machen, und es liegt wohl auch im Interesse des Finanzplatzes, von diesen Stereotypen wegzukommen. Es gibt auch deklarierte Abklärungen der schweizerischen Regierung, dass man mit einer Weissgeldstrategie in diese Richtung gehen will.

Müsste die Bundesregierung das Schweizer Entgegenkommen nicht viel stärker würdigen, um den innerdeutschen Widerstand zu brechen?

In der Polemik gegen die Schweiz verbindet sich die kritische Stimmung gegen die Banken mit dem Klischeebild der Schweiz als Insel, auf der die Regeln nicht gelten, die ringsherum gelten. Natürlich hat es viele ringsherum nie gefreut, dass in der Schweiz andere Regeln galten. So gesehen, sieht man mit einer gewissen Befriedigung, dass endlich die Schweiz ihre unersperrlichen Sonderregeln aufgibt. Dafür den Schweizern auf die Schultern zu klopfen, wir sind euch so dankbar, dass ihr endlich nach den allgemeinen Spielregeln spielt und nicht nach den eigenen, die wir nie anerkannt haben, ist vielleicht etwas zu viel verlangt.

Niemand bestreitet Deutschland das Recht, seine Steuergesetze durchzusetzen. Was irritiert, ist die Selbstverständlichkeit, mit der deutsche Behörden in der Schweiz Bankdaten stehlen und damit Gesetze in der Schweiz brechen lassen. Deutsche Politiker scheinen es völlig normal zu finden, dass Deutschland bei der Steuerfahndung Schweizer Recht verletzt.

Das ist eine Unterstellung, die ich so mit einer gewissen Überraschung zur Kenntnis

Koste es, was es wolle

Die Europäische Zentralbank wirft die Notenpresse für serbelnde Staaten an. Ist das klug? *Eine Einschätzung von Kurt Schiltknecht*



Griff in die Trickkiste: Mario Draghi, Präsident der Europäischen Zentralbank.

Medien und Finanzmärkte nahmen die Ankündigung der Europäischen Zentralbank (EZB), unter gewissen Bedingungen Anleihen angeschlagener Euro-Länder zur Senkung der hohen Zinsen unbeschränkt aufzukaufen, mit Beifall auf. Für viele ist der Entscheid ein wichtiger Schritt zur Lösung des Euro-Problems. Er verschafft den überschuldeten Ländern etwas Luft und gibt ihnen die Möglichkeit, sich indirekt und günstig über die EZB zu finanzieren.

Dass die EZB die Staatspapiere nur unter gewissen Auflagen zu kaufen bereit ist, ändert nichts an der Tatsache, dass nun auch im Euro-Raum die Notenpresse zur Lösung der Schuldenprobleme eingesetzt wird. Über den Stellenwert der Auflagen kann man streiten. Die Erfahrungen mit den bei der Euro-Einführung getroffenen Vereinbarungen legen nahe, dass auch von der EZB formulierte Bedingungen die nächste Krisenverschärfung nicht überleben würden. Solange keine glaubwürdigen Sanktionen bestehen, werden sich die Schuldnerländer zur Not darüber hinwegsetzen und die EZB in Zugzwang bringen.

Eine Lösung des Euro-Problems ist die Ankündigung der EZB nicht. Das Grundproblem der sehr heterogenen Volkswirtschaften im Euro-Raum bleibt bestehen.

Die Politiker reden sich zwar ein, die bestehenden Unterschiede könnten mit einer Fiskalunion und einer gemeinsamen Wirtschaftspolitik rasch ausgeglichen werden. Erfahrungen in anderen grossen Währungsräumen zeigen aber, dass sich bei einer Union aus zu unterschiedlichen Volkswirtschaften früher oder später gesamtwirtschaftliche Ungleichgewichte Bahn brechen. Bei einer Einheitswährung können diese nicht durch eine Veränderung der Wechselkurse ausgeglichen werden, was Geldtransfers der Überschussländer an die Defizitländer nötig macht.

Anfänglich hatten die südlichen Länder keine Probleme, ihre grossen aussenwirtschaftlichen Defizite durch Kreditaufnahmen bei den reichen Ländern des Euro-Raums zu finanzieren. Mit dem Ausbruch der Schuldenkrise änderte sich dies schlagartig. Die Finanzmärkte realisierten, dass nicht nur die öffentliche Hand, sondern auch der Privatsektor der südlichen Länder enorm verschuldet war. Ein Rückgriff auf die privaten Ersparnisse der nördlichen Länder zur Finanzierung der Defizite war für die südlichen Länder aufgrund der gestiegenen Zinsen kaum mehr möglich.

Wenn der private Sektor die bestehenden Ungleichgewichte nicht mehr finanziert, gehen die Defizitländer entweder bankrott, oder andere Staaten und der Währungsfonds müs-

sen zu Hilfe eilen. Da die Euro-Politiker den Bankrott oder Austritt eines Euro-Landes scheuen wie der Teufel das Weihwasser, bleiben als Alternative nur Transferzahlungen. Doch wie lange und in welchem Ausmass werden die erfolgreicherer Länder bereit sein, ihren Wohlstand zum Teil an die überschuldeten Staaten abzugeben?

Die Solidarität unter den Euro-Ländern wird kaum so gross sein wie diejenige der Bundesrepublik und der ehemaligen DDR. Die endlosen Diskussionen über die Ausgabe von Euro-Bonds illustrieren diese Grenze. Weil Deutschland aus guten Gründen seine Zustimmung zu gemeinsamen Anleihen bis heute verweigert, konnten sich die überschuldeten Staaten nicht mehr zu tragbaren Konditionen refinanzieren. Die EZB befürchtete deshalb eine Eskalierung der Krise. Mit einem Griff in die Trickkiste umschiffte sie nun die Euro-Bond-Frage.

Schwächung der starken Länder

Dank des angekündigten unlimitierten Kaufs kurzfristiger Anleihen überschuldeter Länder können diese und deren krisengeschüttelte Banken sich auch ohne Euro-Bonds wieder Mittel zu relativ günstigen Konditionen beschaffen. Solange die überschuldeten Staaten den Spielraum zur Verbesserung ihrer Wirtschaftsstrukturen nutzen, kann man der EZB-Entscheidung sogar eine positive Seite abgewinnen.

Die Gefahr ist allerdings, dass die geforderten Korrekturen nicht konsequent umgesetzt werden (können) und deshalb die Lösung des Schulden- und Bankenproblems nur hinausgeschoben wird. Die Politiker sollten die Atempause daher auch zur Neustrukturierung des Währungsraums nutzen. Eine Auftrennung der Euro-Zone würde riesige Transferzahlungen überflüssig machen, den einzelnen Ländern die Anpassung an veränderte Wirtschaftsverhältnisse erleichtern und den überschuldeten Staaten die Chance zu einem nachhaltigen Wachstum eröffnen.

Vorderhand sieht es allerdings nicht so aus, als ob sich die Politiker von ökonomischen Überlegungen leiten liessen. Die Furcht vor einem Auseinanderbrechen Europas dominiert. Die Politiker ziehen es vor, an einem schlechten und kostspieligen Währungssystem festzuhalten. Sie sind sich zu wenig bewusst, dass die aus dem Ruder laufenden Transferzahlungen die starken Länder schwächen werden und die damit einhergehende Umverteilung von Wohlstand einen schlechten Nährboden für die Vertiefung der europäischen Verständigung abgibt.

Kurt Schiltknecht ist ehemaliger Chefökonom der Schweizerischen Nationalbank (SNB).

nehme. Es gibt sicher andere Länder, die ihre Behörden in Drittstaaten tätig werden lassen, nicht aber Deutschland.

Der Spiegel berichtet, dass sich Hinweise verdichten, wonach der deutsche Nachrichtendienst im Fall Bank Bär gezielt tätig wurde, um Daten zu stehlen.

Der Artikel beruht auf Vermutungen, nicht auf Fakten. Wenn deutschen Steuerbehörden Daten-CDs angeboten werden, die Hinweise geben auf Steuerdelikte, dann müssen sie aktiv werden. Ein aktives Bemühen um CD-Erwerb ist gemäss Abkommen nicht zulässig ...

... womit die deutsche Seite die Schweiz wie im Fussball magistral ausdribbelte ...

... ich finde dies unfair gegenüber den Schweizer Unterhändlern. Da gibt es sehr tüchtige Leute. Der entscheidende Punkt ist in der Tat: Wenn man in einem anderen Land aktiv die hoheitsrechtlichen Spielregeln unterläuft, ergibt sich kein gedeihliches zwischenstaatliches Verhältnis. Dies ist nicht der Fall. Deutschland unterläuft nicht die Schweizer Rechtsordnung.

Die Schweizer Bundesanwaltschaft hat nach eigener Aussage dringliche Hinweise, dass Nordrhein-Westfalen eine sehr aktive Rolle beim Datenklau in der Schweiz spielte. Zwei Rechtshilfebegehren liegen in Berlin. Deutschland erwartet

kleineren Staaten diesbezüglich besser als früher. In der UNO zum Beispiel haben alle die gleiche Stimme, Unterschiede werden eingeebnet. Es gibt aber einen Punkt, an dem ich Ihre Befindlichkeit sehr gut verstehen kann. In der Globalisierung nehmen die Zwänge zu, sich gegenseitig anzupassen. Die Schweiz sieht sich der Notwendigkeit ausgesetzt, sich mit dem Rest der Welt zu arrangieren. Und in vielen Bereichen ist es keine Option mehr, nicht mitspielen zu wollen. Ich weise allerdings zurück, es seien die Grossen, welche die Kleinen unterdrücken. Die EU hat eine Sogwirkung, und in vielen Bereichen harmonisiert die Schweiz hervorragend mit der Union. Das führt zu Anpassungsdruck. Sie können nicht auf den gleichen Strassen unterschiedliche Verkehrsregeln haben, sonst gibt es Unfälle.

Die Sensibilität grosser Staaten dafür, dass es berechtigterweise unterschiedliche Rechtsordnungen gibt, nimmt eindeutig ab. Die EU ist im Begriff, ihre eigene Rechtsordnung zu verabsolutieren und sie erfolgreichen Ländern wie der Schweiz aufzuzwingen. Nie würde die Schweiz anderen Ländern ihre Rechtsvorstellungen aufzwingen.

Zunächst ist die EU eine Gruppe von grossen und kleinen Ländern. Aus Schweizer Sicht

verlangt die Schweiz von Deutschland Anpassung in Rechtsfragen?

Wir leben in einer Welt mit unterschiedlich grossen Ländern. Natürlich gibt es Themen, bei denen die Kleinen am kürzeren Hebel sitzen. Die perfekte Gerechtigkeit ist nicht gegeben. Ich halte aber in einem entscheidenden Punkt dagegen: Gerade die Kleinststaaten haben in der EU nicht nur Minderheitenschutz, sondern auch wesentliche Mitwirkungschancen und -rechte.

Deutschland hat eine Schattenwirtschaft von 15 Prozent des Bruttosozialprodukts mit einem Ertrag von 400 Milliarden Schwarzgeld pro Jahr. Anstatt dieses hausgemachte Problem selber zu lösen, macht man lieber Druck auf die Schweiz.

Steuerdisziplin ist das Resultat der Einsicht der Bürger, ihr Steuersystem sei fair. Wenn aber dem Bürger eine Alternative geboten wird, in einem kleinen Nachbarland allenfalls Vermögenswerte zu verstecken, werden Anreize geschaffen, die der Steuerehrlichkeit nicht gerade förderlich sind.

Sie sind mit einer Schweizerin Inwiefern hat diese Tatsache Ihren Blick auf die Schweiz verändert?

Wir sind fast vier Jahrzehnte verheiratet, und durch familiäre Kontakte konnte ich die Schweiz sicher näher und besser kennenlernen. Ich stelle fest, dass man noch viel mehr

Return on Investment?
Ein Kuss mindestens.

made by Gübelin.




GÜBELIN
JUWELEN • UHREN

von der Schweiz Rechtshilfe in Steuerfragen, ist aber nicht bereit, selber zu helfen. Der Grosse bedrängt den Kleinen.

Als Diplomat ziehe ich diplomatische Lösungen juristischem Erzwingen vor. Man sollte die Dinge im Dialog bearbeiten, nicht vor Gericht.

Der Steuerstreit zeigt doch: Grosse Staaten wie Deutschland bestreiten einem Kleinstaat wie der Schweiz das Recht auf eigene Gesetze, die einen Wettbewerbsvorteil gegenüber den Grossen bedeuten. Offenbar ist Deutschland, ist die EU nicht mehr bereit, den unabhängigen Rechtsstandpunkt der Schweiz zu akzeptieren. Die Goliaths zwingen den David, nach den Regeln der Goliaths zu spielen – so dass am Ende die Goliaths gewinnen.

In der Vergangenheit gab es keinerlei Skrupel der grossen Staaten kleineren Staaten gegenüber. Heute geht es den

ist die EU ein grosser Verein. Aus EU-Perspektive sieht es etwas anders aus. Das Kriterium lautet: Erfüllen die eigenständigen Regeln der Schweiz das Prinzip der gleich langen Spiesse? Oder erzeugen die Schweizer Regeln ungerechte Standortvorteile?

Und wer definiert, was ungerecht ist?

Ich glaube schon, dass man abstrakte Prinzipien definieren könnte. Wenn es sich um ausschliesslich inländische Regelungen handelt, dann haben Sie recht. Wenn es aber, wie beispielsweise im Bereich der Holding-Besteuerung, um grenzübergreifende Aktivitäten geht, dann müsste man schon erklären, warum dies in einem Gesamtwirtschaftsraum sinnvoll ist. Das sind die Bruchstellen.

Nur schon die Vorstellung, dass Frankreich oder Deutschland sich Gedanken über die Besteuerung internationaler Holdings in der Schweiz machen, ist doch abwegig. Wo

lernt, wenn man selber im Land lebt. Eine Sensibilisierung hat stattgefunden.

Was sagen Ihre Schweizer Verwandten? Sind die auf Ihrer oder auf meiner Linie?

Das wird nicht allzu intensiv diskutiert. Aber Sie können mir glauben, dass ich eine grosse Aufgeschlossenheit für Schweizer Belange habe.

Sie sehen zwar sehr jung aus, aber Sie sind auch schon bald 65 Jahre alt. Wo werden Sie sich irgendwann zur Ruhe setzen?

Ich weiss nicht, ob das ein Punkt ist, den ich unbedingt gedruckt sehen möchte. (Lacht) Nein, Tatsache ist: Wir denken sehr ernsthaft darüber nach, einmal hierzubleiben – wenn ich es mir denn als EU-Bürger überhaupt leisten kann. (Lacht)

Regt sich hier beim Botschafter leises Misstrauen gegenüber der EU?

Auf keinen Fall. Wir fühlen uns hier einfach sehr wohl. ○

Vielflieger der Nation

Die Bundesverwaltung und das Parlament verreisen dienstlich für 36 Millionen Franken im Jahr. Für den Betroffenen sind die Reisen meist schön. Ob sie auch sinnvoll sind, ist ein anderes Thema. Vor allem aber stellt sich die Frage: Was passiert mit den Flugmeilen? *Von Florian Schwab*



Systematische Kontrolle ist nicht möglich: Mitglieder der Bundesverwaltung auf Reisen.

Andreas Gross (SP) ist ein gefragter Mann: Mitglied des Nationalrates in Bern, Mitglied der Europaratsdelegation des Schweizer Parlaments und somit Mitglied des Europarates in Brüssel, daselbst im Präsidium. Hinzu kommt eine Lehrtätigkeit an den Universitäten von Jena und Graz sowie, wie seine Website verrät, an der sogenannten Volkshochschule Büsch/Willisau. Andreas Gross ist deshalb auch nur mit Glück erreichbar. Als die *Weltwoche* ihn am vergangenen Montag anrief, um über seine parlamentarische Reisetätigkeit zu sprechen, weilte er gerade für eine Verpflichtung des Europarats in Helsinki, gab aber per E-Mail schnell und zuverlässig Auskunft.

Wir müssen uns zudem an der offiziellen Statistik orientieren. Allein die Flug- und Bahnkosten der total zwölf Mitglieder der Europaratsdelegation, zu der Gross gehört, betragen im Jahr 2010 laut Kommissions-

bericht 107 313 Franken (2011: 86 091 Franken). Zu den Vielfliegern muss auch die Schweizer Delegation der Interparlamentarischen Union, eines internationalen Parlamentarieraus-tauschs, gerechnet werden, mit Reisekosten von 56 836 Franken im Jahr 2010. Die Delegation Efta/Europäisches Parlament schlug im vergangenen Jahr mit insgesamt 45 615 Franken Reisekosten zu Buche. Und die nur sechsköpfige Delegation bei der OSZE gab zu diesem Zweck 21 693 Franken aus.

Nicht erhältlich sind die Zahlen hingegen für die notorischen Vielflieger der unter Parlamentariern begehrten Aussenpolitischen Kommissionen (APK) von National- und Ständerat. Ebenso geheim wird der Reiseaufwand der einzelnen Parlamentsmitglieder behandelt. Andi Gross etwa weiss nach eigenem Bekunden nicht, für wie viel Geld ihn das Parlament auf Reisen schickt. Obwohl er sich selber

um Transparenz bemüht haben will, wie er auf eine entsprechende Frage schriftlich verlauten lässt: «Ich habe mich erkundigt, ob ich die Listen auch einsehen kann!»

«Eigentum der Eidgenossenschaft»

Die Parlamentarier-Reisen werden über die Bundesreisezentrale (BRZ) gebucht, ein im Aussendepartement (EDA) angesiedeltes Reisebüro. Total beanspruchten alle Parlamentarier im Jahr 2011 Reisedienstleistungen über 470 274 Franken. Doch dies ist nur der allerkleinste Teil, nämlich bloss gut 1 Prozent der Gesamtausgaben der BRZ. Auch die Bundesverwaltung kauft fleissig über die BRZ ein: Das EDA bezog Reisen für fast 12 Millionen Franken. Erstaunlich viel bezieht das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement (9,2 Millionen Franken).

Im Jahr 2011 buchte die BRZ Flug- und Zugtickets für total 36 Millionen Franken. Mit

dieser Übersicht dürfte es bald vorbei sein, weil das Budget der BRZ in das allgemeine EDA-Verwaltungsbudget integriert wurde. Mit rund 3 Millionen Franken Reisekasse zählt die Bundesreisezentrale zu den Grosskunden bei Airline-Konglomeraten wie Star Alliance, zu der auch Swiss und Lufthansa gehören, oder Skyteam (Air France und KLM). Entsprechend vorteilhaft sind die Preise: Bis zu 60 Prozent beträgt gemäss Auskunft des EDA die Ersparnis gegenüber dem Individualpreis. Total bestünden Verträge mit 36 Airlines.

Da manche Parlamentarier und Amtschefs eine ausgedehnte Reisetätigkeit unterhalten, stellt sich dieselbe Frage wie in reiseintensiven Branchen der Privatwirtschaft: Was passiert mit den dienstlich gesammelten Bonusmeilen? Die Frage tauchte erstmals im Kontext einer EDA-internen Revision der BRZ auf, welche im Frühjahr 2010 gravierende organisatorische und personelle Mängel offenlegte. So sollen im grossen Stil Flüge zu deutlich ungünstigeren Konditionen gekauft worden sein, als sie kleine private Reisebüros offerieren. Die *Sonntagszeitung* veröffentlichte die Ergebnisse des Berichts einige Monate später, worauf der damalige Chef der BRZ seinen Hut nehmen musste.

Aufgrund des Prüfberichts sah sich die BRZ im Juni 2011 genötigt, ein «Merkblatt für die Teilnahme an Vielfliegerprogrammen der Fluggesellschaften» herauszugeben, in dem scheinbar unmissverständlich festgehalten wird, dass auf «dienstlichen Reisen» erworbene Meilenguthaben und andere Vorteile «als Eigentum der Eidgenossenschaft» gelten und «nur für dienstliche Zwecke verwendet werden» dürfen. Einige Jahre zuvor hatte ein handfester Skandal in Deutschland mehrere Politiker zum Rücktritt gezwungen, nachdem bekannt geworden war, dass sie Bonusmeilen, die sie dem Steuerzahler verdanken, für private Reisen genutzt hatten.

Die Bedenken sind berechtigt, denn die Bonusmeilen kann man nicht nur in Freiflüge oder kostenlose Upgrades in die Business- oder First-Class umtauschen, man kann sie auch weiterverkaufen oder als Zahlungsmittel für Hotels und Mietwagen einsetzen. Die Lufthansa veranschlagt ihre ausstehenden Bonusmeilen im Geschäftsbericht 2011 mit einem Wert von 0,8 Eurocent – wohlgermerkt gestützt auf Selbstkosten der Lufthansa. Für den Endnutzer beträgt der Wert somit sicherlich das Doppelte.

Nimmt man den Lufthansa-Buchwert zur Grundlage, dann sind die zwischen 8000 und 16 000 Meilen eines Interkontinentalflugs von Zürich nach New York (retour) in der Business-Class somit zwischen 75 und 150 Franken wert. Die Strecke Zürich-Peking retour schlägt mit 10 000 bis 20 000 Meilen zu Buche (95 bis 190 Franken nach internen Preisen der Lufthansa). Für 30 000 Meilen gibt es im «Miles & More»-

Programm von Lufthansa einen innereuropäischen Flug gratis.

Ein Bundesangestellter, der zweimal im Jahr dienstlich nach New York, einmal im Jahr nach Peking und noch ein paar Mal nach Brüssel fliegt, sammelt somit auf seinem Konto bis zu 60 000 Meilen, Extras wie Sondermeilen für in der Airline-Hierarchie auf «Senator»-Status aufgestiegene Vielflieger oder Aktionen wie «doppelte Meilen» nicht inbegriffen.

Handlungsbedarf seit zwei Jahren bekannt

Die 60 000 Bonusmeilen kann der Beamte der Eidgenossenschaft ziemlich einfach entenden, indem er sich zum Beispiel ein privates Wochenende mit seiner Frau in Rom (zweimal 30 000 Meilen) auf Kosten seines Meilenkontos gönnt. Die *Weltwoche* wollte vom EDA wissen, ob das Reisebüro der Parlamentarier und des Bundespersonals die Übersicht über die Meilen-Gutschriften habe, um solche Machenschaften zu verhindern. Die Antwort: «Da die Meilen auf dem privaten Konto der Reisenden gesammelt werden, hat die BRZ keinen Zugriff auf dieses Konto.» Im Klartext: Eine systematische Kontrolle ist gar nicht möglich.

Es liege in der «Eigenverantwortung des Reisenden», so die offizielle Antwort, die Meilen zu verwalten und der BRZ mitzuteilen, wann Meilen für geschäftliche Zwecke eingelöst werden sollen. Kurzum: Das Merkblatt der BRZ ist ein reiner Papiertiger. Das Reisebüro hat nicht den geringsten Überblick über die Meilenkonten des Bundespersonals und der Parlamentarier. Das Missbrauchspotenzial ist wohl erkannt, aber nicht behoben. Erschwerend kommt hinzu, dass ein detaillierter Kontoauszug über die erworbenen Meilen beispielsweise bei der Swiss nur vier Monate lang vorliegt.

Das Thema wird nun auch das Parlament beschäftigen. Der im letzten Jahr neugewählte Zuger Nationalrat Thomas Aeschi (SVP), der bei einer grossen Unternehmensberatung arbeitet und mit dem Thema bestens vertraut ist, hat am Montag eine Interpellation eingereicht, mit der er sich danach erkundigt, wie die BRZ die Einhaltung ihrer Richtlinien gewährleistet. Aeschi interessiert sich auch dafür, was mit den dienstlich erworbenen Flugmeilen nach dem Ausscheiden aus dem Amt passiert. Werden diese der Eidgenossenschaft zurückgegeben?

Diese Fragen werden die Bundesreisezentrale und das EDA eine Weile auf Trab halten. In ihrer Stellungnahme zum Prüfungsbericht von 2010 schrieb die BRZ: «Im Moment gibt es keine Fluggesellschaften, die sowohl ein Meilen-Firmenkonto wie auch Rabatte zusammen gewähren. Sobald dies möglich würde, wird die BRZ das für den Bund beantragen.» Auch auf dem Merkblatt schreibt die BRZ: «Es ist nicht möglich, die geschäftlich gesammelten Meilen auf ein Sammelkonto zu übertragen, welches der Eidgenossenschaft zugutekommt.»

Eine kleine Umfrage bei privaten Firmen bestätigt diesen Befund. Flugmeilen zählen grundsätzlich zu den *fringe benefits*, also zu den materiellen Lohnbestandteilen oder geldwerten Vorteilen. Anders als in Deutschland müssen sie weder auf dem Lohnausweis deklariert noch versteuert werden. Es besteht allerdings bei manchen Airlines die Möglichkeit, sich einem separaten Bonusprogramm für Unternehmen anzuschliessen. Hier sammelt das Unternehmen Bonuspunkte, die ähnlich wie Meilen eingesetzt werden. Der einzelne Mitarbeiter sammelt allerdings zusätzlich privat Bonusmeilen.

Die Bundesverwaltung will gegen den Strom schwimmen, indem sie die Flugmeilen – technisch unmöglich – zum Eigentum der Eidgenossenschaft erklärt. Die Flucht nach vorn aus der unbefriedigenden Situation ergreifen jetzt offenbar die Parlamentsdienste mit ihren rund 100 Mitarbeitern: Ihnen soll es verboten werden, beim Check-in ihre Vielfliegerkarte zu zücken und überhaupt Meilen zu sammeln. Die Meilen gehen dadurch einfach verloren. Was auf den ersten Blick kleinräuberisch erscheinen mag, macht aber durchaus Sinn: Dadurch geht zumindest ein Anreiz verloren, möglichst viel auf Staatskosten zu fliegen.

In Parlamentarierkreisen erzählt man sich immerhin, Vielflieger Andi Gross sei vor einigen Jahren, als Nationalrat Christoph Mörgele (SVP) sein Reisebudget im Rat thematisiert habe, sehr betroffen gewesen und habe sein Leben als kosmopolitischer Verfassungsexperte gefährdet gesehen. Bleibt die Frage: Wie hält es Vielflieger Andi Gross mit den Meilen? «Von Bern organisierte Flüge sind nicht für ein Vielfliegerprogramm bestimmt!», beschwichtigt er. Ob es alle Kollegen so halten – darüber kann man nur spekulieren. ○

Sicheres Wohnen im Alter



Komitee «Sicheres Wohnen im Alter»
Postfach 8257, 3001 Bern

Markus Hutter, Nationalrat FDP,
Winterthur

«Die private Verschuldung ist
in der Schweiz viel zu hoch.
Diesen massiven Schulden-
berg gilt es abzubauen.»



Faire
Steuern

JA

23. September

www.sicheres-wohnen.ch



«Wir woll'n mehr Geld!»: Zürcher Unia-Geschäftsleiter Roman Burger.

«Gleich lange Spiesse für alle»: Baumeister-Chef Daniel Lehmann.

Mächtige Unia, willige Baumeister

Den Arbeitsmarkt in der Bauwirtschaft beherrscht ein Kartell aus aggressiven Gewerkschaften und willfähigen Baumeistern. Gemeinsam schikanieren sie Aussenseiter und setzen hohe Preise auf dem Bau durch. *Von Florian Schwab*

Mehr als jeder Zweite der rund 80 000 im Bauhauptgewerbe tätigen Arbeiter ist Mitglied der Unia. Ihre Macht demonstrierte die Gewerkschaft Ende 2011, als ihre Vereinbarungen mit dem Schweizerischen Baumeisterverband (SBV) auszulaufen drohten: Im Rahmen eines «Nationalen Aktionstags» am 25. November 2011 blockierte sie landesweit Baustellen und veranstaltete in Zürich einen Marsch zur Zentrale des Baumeisterverbandes. Die Speerspitze der Demo bestand aus Deutschen, die lautstark «Wir woll'n mehr Geld!» skandierten.

Zwei Unia-Funktionäre wurden im April zu Geldstrafen verurteilt, weil sie an dem Aktionstag illegale Baustellenblockaden organisiert hatten. Die Staatsanwaltschaft sah den Tatbestand des Hausfriedensbruchs erfüllt.

Radikal ging die Unia auch auf der Baustelle des Zürcher «Mercure»-Hotels vor, wo acht Ungarn beschäftigt waren. Am Morgen des 26. März marschierte die Unia mit einem Blick-Journalisten im Schlepptau an und blockierte die Baustelle mehrere Tage lang, weil die Ungarn offenbar den im Gesamtarbeitsvertrag (GAV) vorgesehenen Mindestlohn nicht erhalten hatten. Die Unia behauptete, die Ungarn hätten nur 2200 statt der geschuldeten 4500 Franken (netto) erhalten. Der Treuhänder des Bauunternehmens macht gegenüber der *Weltwoche* allerdings glaubhaft, dass der effektive

Lohn zwar zu tief, allerdings bei rund 3700 Franken gelegen hatte. Ihn stört der «Einsatz der PR-Keule», die zum gängigen Arsenal des Zürcher Unia-Chefs Roman Burger gehört.

Doppelter Triumph der Unia

Vor einem Jahr hatte die *Weltwoche* beim SBV vorgesprochen, um mehr über die Unia-Methoden zu erfahren. Dabei hiess es beim SBV, dass er im Prinzip zu dem Landesmantelvertrag (LMV) stehe, wie der GAV der Baubranche heisst. Intern sprach man damals vom LMV als schweizweit einmaligem «Luxus-GAV» mit 5000 Franken Mindestlohn, fünf Wochen Ferien und flexiblen Altersrücktritt (FAR) ab sechzig Jahren. Nun aber überspanne die Gewerkschaft den Bogen. Sie wolle auch alle Lastwagenchauffeure einbeziehen, die Baumaterial transportieren. Dagegen wehre sich der SBV. Aus verständlichen Gründen, denn die luxuriösen Bestimmungen sind klar auf schwere Arbeit ausgerichtet. Mehr als 5000 Franken Lohn für einen Lastwagenchauffeur war selbst den spendablen Baumeistern zu viel, die oft von öffentlichen Aufträgen leben.

Seit Ende März herrscht weitgehend Ruhe. Grund: Der SBV hat dem neuen LMV mit den Gewerkschaften zugestimmt und dabei deren Forderung akzeptiert. Während im alten Vertrag nach einem Bundesgerichtsentscheid Transporttätigkeiten für den Bau ausnahms-

weise dem LMV unterstellt sein konnten, sind «Transporte von und zu Baustellen» nun explizit genannt. Ihren Triumph vermeldet die Unia auf einem Flugblatt (wörtliche Abschrift inklusive Rechtschreibfehlern):

Der neue LMV ist seit dem 1. April in Kraft! Er gilt für Chauffeure in Baugeschäften ... und Chauffeure die Aushub- und Abbruchmaterial transportieren, auch wenn sie nicht in einem Baugeschäft angestellt sind!

Somit gelten für euch, sobald der LMV vom Bundesrat für allgemeinverbindlich erklärt wird, folgende Minimallohne: Von 5066.00 bis 5583.00 Franken pro Monat. Dies 13x und bei einer wöchentlichen Arbeitszeit von 40,2 Stunden.

Den Minimallohn von 5583.00 bekommt ein gelernter Chauffeur (Berufslehre als Chauffeur) oder ein Chaffeur der z. B. Maschinenmechaniker gelernt hat und dann noch das Chaffeurbillet gemacht hat.

Pikant: Die Mitglieder des SBV sind von der Änderung kaum betroffen, denn Transporte werden meist von externen Firmen durchgeführt. Für Dienstleister, die sich auf Baustellentransporte spezialisiert haben, wird es dagegen existenzbedrohend. Thomas Häberle, Inhaber der mittelständischen Transportunternehmung Kies & Recycling AG schätzt die Zusatzkosten des «Luxus-GAV» auf 800 000 Franken. «Das

können wir nicht auf unsere Kunden abwälzen», sagt er. Der Wettbewerb sei zu intensiv. Er hat beim Staatssekretariat für Wirtschaft Einspruch dagegen eingelegt, dass der Geltungsbereich des LMV ausgedehnt wird. Ansonsten befürchtet Häberle, dass er seine Firma schliessen muss.

Beim Baumeisterverband stösst das Klagen auf taube Ohren. Nachdem man sich selbst hat von der Unia ins Bockshorn jagen lassen, sollen jetzt alle zahlen. «Gleich lange Spiesse für alle», sagt Baumeister-Chef Daniel Lehmann.

Wie die Baumeister gemeinsam mit der Unia gegen unliebsame Firmen vorgehen, zeigt ein weiteres Beispiel, die Bohrungen für Erdwärmesonden. Ursprünglich war der SBV dagegen, diese dem LMV zu unterstellen. Entsprechende Firmen nahm er gar nicht als Mitglieder auf. Mittlerweile ist er dafür. Auslöser für die Kehrtwende war ein von der Unia initiiertes Arbeitskampf auf dem Novartis-Campus in Basel, wo eine Tochtergesellschaft der Berner Firma Fruttiger AG Bohrungen durchführte.

Nachdem die Unia die Baustelle bestreikte, gab das Unternehmen klein bei und gewährte seinen Mitarbeitern den «Luxus-GAV». Die Fruttiger AG ist Mitglied im SBV und setzte den Kurswechsel durch: Wenn man sich selber an den LMV halte, solle dies auch die Konkurrenz tun. Mitte August 2012 wurden einige Unternehmer, die sich auf Bohrungen für Erdwärmesonden spezialisiert haben, in die

Baumeister-Zentrale einbestellt. Laut einem Teilnehmer beschied ihnen Verbandspräsident Werner Messmer (Thurgauer FDP-Nationalrat), der SBV müsse sich halt für die eigenen Mitglieder einsetzen.

Blaues Auge vor Gericht

Anders als im strittigen Fall der Transporteure ist hier die Rechtslage klar gegen das Kartell aus den örtlichen Baumeistern und der Unia: Die auf Erdwärmesondebohrungen spezialisierte Johann Bohrtech AG aus Rotkreuz hat sich seit 2006 gegen den Zugriff der Baumeister und Gewerkschaften gewehrt. Das Kantonsgericht Zug entschied Ende August 2009, dass die Firma dem LMV nicht unterstellt ist. Ein Jahr später bestätigte das Obergericht das Urteil. In einem separaten Verfahren entschied das Verwaltungsgericht, dass die Firma auch den flexiblen Altersrücktritt nicht gewährleisten muss. Als Folge dieser Entscheide mussten die Stiftung FAR und die paritätische Kommission des Landesmantelvertrags, welche die Interessen der Gewerkschaften und der Baumeister vertritt, die Gerichtskosten bezahlen und der Firma eine Prozessentschädigung von total 60 118 Franken erstatten.

Es kommt noch besser: Trotz des kassierten blauen Auges vor Gericht schrieben die Gewerkschaften und Baumeister am 14. August 2012 erneut einen eingeschriebenen Brief an die Johann

Bohrtech AG und forderten eine «Unterstellungskontrolle». Mit dem Ansinnen, die Geschäftsunterlagen der Firma einzusehen, um zu beurteilen, ob diese dem LMV unterstellt ist, waren sie bereits zuvor juristisch gescheitert. Unverdrossen drohen sie einen erneuten Gang vor Gericht an. Donat Burgener, Mitinhaber des Unternehmens, will nicht darauf eingehen: «Die kommen mir nicht ins Haus», sagt er.

Das Gesetz ist wohl auf seiner Seite. Rolf Müller, früherer Jurist beim Baumeisterverband und heute Fachanwalt für Arbeitsrecht, sagt, dass sich seit diesen Gerichtsentscheiden der Geltungsbereich des LMV in Bezug auf die fragliche Tätigkeit nicht geändert habe. «Überdies bin ich der Meinung, dass Aussenseiter, die hauptsächlich Bohrungen für Erdwärmesonden tätigen, dem LMV nicht unterstellt sind.»

Burgener und seine Leute wundern sich über die vollen Kassen ihrer Gegner. Es scheint diesen nichts auszumachen, sich nochmals auf dasselbe riskante und teure Verfahren einzulassen. Geld fliesst reichlich aus den Lohnprozenten, die jeder Bauarbeiter in die Kasse einzahlen muss. Allein die Entschädigung an die Johann Bohrtech AG von mehr als 60 000 Franken hat die Beiträge eines durchschnittlichen Bauarbeiters aus siebzehn Jahren gekostet. Auch für eine neue Prozesskostenentschädigung hätte die streitlustige Truppe aus Unia und Baumeistern noch mehr als genug übrig. ○

BEEINDRUCKT
UND BEGEISTERT.
DER NEUE KIA RIO.

HERBST-BONUS
CHF 2'000.-*

* Aktion gültig solange Vorrat.
Immatrikulation bis 31.12.2012



MEHR AUTO FÜRS GELD
www.kia.ch

HVS Forch

RIO



The Power to Surprise

Der neue Rio beeindruckt mit dynamisch-sportlichem Design und begeistert mit niedrigen Verbrauchswerten (nur 3,2 l/100 km gesamt, 85 g/km CO₂). Als 1.1 L CRDi (75 PS), 1.4 L CRDi (90 PS) und 1.4 L CVVT (109 PS) mit 6-Gang-Schaltgetriebe oder 4-Stufen-Automatik (CVVT). **Rio 1.1 L CRDi ab CHF 19'777.-**

Verbrauch gesamt l/100 km (Energieeffizienzklasse, CO₂ g/km) – Durchschnitt aller Neuwagen 159 g/km –
1.1 L CRDi man. 3,2 (A, 85), 1.4 L CVVT man./aut. 5,0/6,4 (B/D, 114/150), 1.4 L CRDi man. 3,6 (A, 94). 7 Jahre Werkgarantie.
Preisangaben: empfohlene Nettopreise inkl. MwSt. Abgebildetes Modell: Rio 1.4 L CVVT/CRDi Style (mit Optionen).



Hassobjekt «Golden Rice»

Greenpeace setzt böse Gerüchte über einen Gentech-Reis in Umlauf, der gegen Vitamin-A-Mangel hilft. Das neue Nahrungsmittel könnte unzähligen Kindern das Leben retten. Doch die Umweltschutz-Organisation tut alles, um dies zu verhindern. *Von Alex Reichmuth*



Erfolgreiche Studien: Golden-Rice-Versuchsstation auf den Philippinen.

«Skandal trifft Schweiz», meldete das Internetportal *20 Minuten* online vor wenigen Tagen: «ETH-Gentechreis wurde an Kindern getestet.» Ein in Zürich entwickelter Gen-Reis «soll in China illegal an Schülern ausprobiert worden sein». Greenpeace spreche von einem Skandal, hiess es weiter. Über die Versuche an chinesischen Kindern wurde auch im «Club» des Schweizer Fernsehens debattiert. Die Zeitschrift *Schweizer Bauer* ging ebenfalls darauf ein: «Das Experiment soll gemäss chinesischem Recht illegal gewesen sein.»

In den aufgeregten Pressemeldungen ging es um eine Ernährungsstudie, die von amerikanischen und chinesischen Forschern in China durchgeführt worden war. Involviert waren 68 Schüler im Alter von sechs bis acht Jahren. Die Wissenschaftler zeigten, dass täglich 100 bis 150 Gramm des sogenannten Golden Rice ausreichen, um den Bedarf der Kinder an Vitamin A zu 60 Prozent zu decken. Die Studie ist in der Fachzeitschrift *American Journal of Clinical Nutrition* publiziert worden.

Vitamin-A-Mangel ist weltweit ein gravierendes Ernährungsproblem. Laut dem Kinderhilfswerk Unicef sterben jährlich 1,9 bis 2,7 Millionen Kinder daran. Bis zu eine halbe Million erblindet zudem wegen des Mangels. Bereits in den 1990er Jahren entwickelte Ingo Potrykus, inzwischen emeritierter Pflanzen-

biologe an der ETH Zürich, eine gentechnisch veränderte Reissorte mit besonders viel Beta-Carotin, das im Körper in Vitamin A umgewandelt wird. Wegen seiner orangen Farbe heisst die Sorte Golden Rice. Obwohl dieser Reis seit Jahren bereitsteht und sein Saatgut kostenlos an arme Bauern in Entwicklungsländern abgegeben werden soll, wird er noch immer nicht angebaut. Schuld sind übersteigerte Vorschriften für Gentech-Pflanzen und der erbitterte Widerstand von NGOs.

Insbesondere Greenpeace ist der Golden Rice ein Dorn im Auge – wie alle Landwirtschaftsprodukte, die gentechnisch verändert wurden. Die Umweltorganisation setzt darum immer neue Gerüchte in Umlauf, um das Produkt schlechtzumachen. Ende August hat Greenpeace International behauptet, die Studie in China «hätte nicht stattfinden können ohne eine ernsthafte Verletzung der wissenschaftlichen und medizinischen Ethik». Der Ernährungsversuch sei gegen den Willen der chinesischen Behörden durchgeführt worden. Weiter betonte Greenpeace, die Forscher hätten einen Gentech-Reis an Kinder abgegeben, «der noch nicht einmal an Tieren getestet wurde». Auch Greenpeace Schweiz veröffentlichte eine Meldung, wonach man «vermute», die Ernährungsstudie sei entgegen klaren Richtlinien der Behörden umgesetzt worden.

Auf Nachfrage verweist Greenpeace Schweiz auf eine Mitteilung der chinesischen Behörde für Gesundheitsprävention, wonach einer der beteiligten Forscher von seiner Arbeit suspendiert worden ist. Auch läuft offenbar auf Anordnung des chinesischen Gesundheitsministeriums eine Untersuchung wegen des Versuchs. Der Grund dafür ist aber unklar, und Ergebnisse sind noch keine bekannt. Dennoch ist für Greenpeace bereits klar, dass der Versuch gegen ethische Grundsätze versties.

Zuerst an Erwachsenen getestet

In der Publikation zur Studie steht aber, dass die zuständigen wissenschaftlichen Gremien in den USA und in China die Rekrutierung der Kinder sowie das Prozedere der Studie gutgeheissen haben. «Sowohl die Eltern wie die Schüler haben ihre Zustimmung zur Teilnahme an der Studie gegeben», heisst es weiter. «Die Versuche wurden nach dem neuesten Stand der Wissenschaft unter Beachtung aller Vorschriften und mit Genehmigung aller zuständigen Behörden durchgeführt», bestätigt Golden-Rice-Erfinder Potrykus.

Auch der Vorwurf, der Gentech-Reis sei vorab nicht an Tieren getestet worden, läuft ins Leere. Fütterungsstudien mit Tieren gab es darum nicht, weil diese keinen Aufschluss geben, wie Golden Rice bei Menschen wirkt. Es waren Versuche mit Erwachsenen vorausgegangen. Warum es unethisch sein soll, ein Nahrungsmittel vor der Einführung auf seine Wirkung am Menschen zu testen, ist nicht einsichtig.

Klar ist aber, dass das Ergebnis der Studie eine Niederlage für Greenpeace darstellt. Jahrelang hat die Organisation behauptet, ein Mensch müsse mehrere Kilogramm Golden Rice pro Tag essen, um aufgrund der Zufuhr von Beta-Carotin genügend Vitamin A bilden zu können. Die vorliegenden Ergebnisse beweisen nun das Gegenteil.

Bei Greenpeace hasst man den Golden Rice. Denn er beweist, dass Gentech-Produkte ein Segen sein können und dass die Fundamentalopposition dagegen unsinnig ist. Darum hält die Umweltorganisation schon ein neues Argument gegen den Golden Rice bereit: Die Ernährungsstudie sei mit gesunden, wohlgenährten Kindern durchgeführt worden. Golden Rice sei aber für fehlernährte Kinder gedacht, «deren Körper ganz anders reagieren könnten». Es ist aber belegt, dass Menschen mit einem Mangel an Vitamin A dieses sogar besser aufnehmen als wohlgenährte. ○



Essay

Ausgezeichnete Behandlung

Krebs kann jeden treffen. Warum nicht mich? Als er mich traf, machte ich vortreffliche Erfahrungen mit dem Gesundheitswesen.

Von Peter Ruch

Es begann letzten Sommer mit Juckreiz. Ich kratzte mich am ganzen Körper, meistens am Hintern und möglichst, wenn es niemand sah. Meiner Frau fiel auf, dass ich nachts schwitzte. Bei Bergwanderungen bekam ich Wallungen und rang nach Atem, obwohl ich eigentlich fit war. Im Oktober erreichte das Missbehagen einen Höhepunkt. Ich begann meine sechzigjährige Haut mit Creme zu pflegen. Dennoch nahm der Leidensdruck zu, so dass ich endlich die Ärztin aufsuchte. Diese tat, wie mir heute noch scheint, das Richtige: Sie lieferte eine Kotprobe ins Labor, wo man einen Parasiten nachwies. Dieser befalle viele Menschen und könne vereinzelt Juckreiz auslösen. Ich schluckte Antibiotika und fühlte mich besser. Als die Placebo-Wirkung nachliess, begann es von neuem, nur heftiger. Meine Nachfrage ergab, dass es eine Weile dauern könne, bis die Parasiten weg seien.

Aber im Dezember sank die Lebensqualität ernsthaft. Beim Sport wurde mir schwarz vor den Augen. Schon länger war meiner Frau unter meiner Brust eine Art Regenbogen aus Krampffäden aufgefallen. Ich wiegelte ab, das sei wohl eine Alterserscheinung. In Wirklichkeit hatte sich das Blut neue Wege gesucht, weil die Hauptvene von einem Tumor weitgehend zerdrückt war. Meine Hausärztin war nun besorgt und machte ein Thorax-Röntgenbild. Den ersten Befund erhielt ich eine Woche vor der Weihnacht: ein fünf mal acht Zentimeter grosser Schatten auf der Lunge. Meine Frau fand im Internet bald mein Todesurteil. Tränen. Ein Top-Internist aus dem Bekanntenkreis erklärte mir jedoch am Telefon: «Wenn der Schatten im Zentrum liegt, ist es kein Lungenkrebs. Wahrscheinlich ein Lymphom. Gute Heilungschancen.» Vermutlich hatte mir das die Hausärztin auch gesagt, nur hatte ich es nicht mitbekommen.

Es war tatsächlich Lymphkreb. Das war mir nicht unbekannt, denn meine Mutter war, als ich achtjährig war, an Lymphkreb gestorben. Nun lernte ich das Gesundheitswesen als Patient kennen. Ich bin bei einer kostengünstigen Krankenkasse allgemein versichert. Die Spitalgerüche sind mir als Pfarrer vertraut. Der Onkologe und sein Team in der Luzerner St.-Anna-Klinik waren mir auf Anhieb sympathisch. Es standen eine Chemotherapie und anschliessende Bestrahlungen bevor. Ein

Chirurg entnahm mir in abendlichen Überstunden einen Knoten beim Schlüsselbein. Das war meine einzige Übernachtung im Spital. Alles andere geschah ambulant. Nachdem ich die Weihnachtsanlässe und -gottesdienste hinter mir hatte, erhielt ich meine erste Chemo. Da ich unter der Krankheit litt, freute ich mich darauf. Ich las nach Jahren wieder Solschenizyns «Krebsstation».

Als Pfarrer habe ich viele Krebspatienten gekannt, begleitet und manche auch beerdigt. Gemessen an vielen Schicksalen, hatte ich



Lebens- und Todestriebe: Strahlentherapie.

Glück, konnte stets arbeiten und hatte wenig Beschwerden. Nach einigen Tagen war der Juckreiz weg. Bald begann der Haarausfall, und meine Frau schor mir mit der Tondeuse einen Kahlkopf. Eben hatte ich eine Beerdigung mit zahlreichen Trauergästen zu halten. Der Verstorbene war mit 55 Jahren von einem Hirntumor dahingerafft worden. Fünf Monate später war ein Freund mit meinem Jahrgang zu bestatten. Beide Male wurde mir bewusst, dass mein Krebs einer der freundlichsten ist.

Freundlich und kompetent war auch das Personal in der Klinik. Die scheinen den Spruch aus dem Psalm 90 verstanden zu ha-

ben: «Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, damit wir ein weises Herz gewinnen.» Sie sind mit den Patienten liebenswürdig und aufrichtig. Das ist nicht so einfach, denn manche Patienten, auch ich, als mir dann doch noch übel wurde, verbinden mit diesem Ort Unlust und Missbehagen. Das Fachpersonal weiss damit umzugehen. Von den beiden Spitälern in Luzern – die Bestrahlungen erhielt ich im Kantonsspital – hatte ich den allerbesten Eindruck. Zwar bin ich der Ansicht, im Gesundheitswesen gebe es viele falsche Anreize. Aber wird man vorzüglich behandelt, so gerät die Gesundheitspolitik aus dem Blickfeld.

Abdankung wie eine Geburtstagsfeier?

Als ich den kranken Mann im Spiegel sah, dachte ich oft, dass ich vielleicht sterben würde. Dieser Gedanke hat mich seltsamerweise getröstet. Das lag nicht nur an meinem Glauben an die Auferstehung. Aber oft hab ich beobachtet, dass Todesschatten für die Patienten leichter zu ertragen sind als für die Angehörigen. Ausserdem hat der Mensch nicht nur Lebenstriebe, sondern auch einen Todestrieb. Ich versuchte mir vorzustellen, wie es an meiner Beerdigung zugehen könnte, und ertappte mich bei der Eitelkeit. Sollte ich meine eigene Abdankung wie eine Geburtstagsfeier organisieren? In manchen Patientenverfügungsformularen wird man dazu animiert. Grotesk. Die Abdankung ist nicht für den Verstorbenen da, sondern für die Hinterbliebenen.

Vor Jahrzehnten wurde ein Drittel der Krebspatienten erfolgreich behandelt. Inzwischen sind es zwei Drittel. Mit der Lebenserwartung steigt auch das Risiko, an der nächsten Generation zu leiden. Ob der Hinschied mit 90 besser ist als mit 62, bleibt für mich ungeklärt. Klar ist, dass ich der Medizin und ihren Praktikern höchst dankbar bin. Ebenso meinen Angehörigen, Freunden und Bekannten. Die Krankheit hat mich bereichert, und fast bin ich versucht zu sagen: Danke, Krebs! Aber ich schweige. Denn aus den Friedhöfen tönt es mir entgegen: Du hast gut reden. Du bist geheilt worden.

Peter Ruch ist Pfarrer der evangelisch-reformierten Kirchgemeinde von Küssnacht.



Teufelszeug: Anti-AKW-Demonstration.

Strahlendes Unwissen

Die Schweizer Bevölkerung überschätzt die Gefahren radioaktiver Strahlung. Das zeigt eine repräsentative Umfrage im Auftrag der *Weltwoche*. Besonders junge Leute haben objektiv falsche Vorstellungen von den Risiken. Aufklärung tut not. Von *Walter Rüegg und Alex Reichmuth*

Keine Todesfälle, keine Krankheiten. Das Fazit der breitabgestützten Untersuchung der Uno über die Folgen des Reaktorunglücks in Fukushima im letzten Mai war eindeutig. Die Radioaktivität, die bei der Havarie freigesetzt wurde, hat bisher keine Gesundheitsschäden in der Bevölkerung angerichtet. Auch künftig müsse man höchstens mit einer sehr geringen Zahl an Krebsfällen infolge der Strahlung rechnen, sagte das Uno-Forschergremium, das 72 Wissenschaftler aus 18 Ländern umfasste. Der Befund kontrastiert stark mit der Medienberichterstattung im deutschsprachigen Raum, wo seit dem Atomunfall unablässig suggeriert wird, es sei mit unzähligen Strahlungsoffern zu rechnen.

An der Berichterstattung der hiesigen Zeitungs- und Fernsehmacher hat sich trotz der Resultate der Uno wenig geändert. Regelmässig präsentieren sie dem Publikum eigent-

liche Horrormeldungen, was die in Japan entwickelten radioaktiven Substanzen angeht. So las man Mitte August von missgebildeten Schmetterlingen in Japan. Die *Südostschweiz* bezeichnete diese als «erste Mutanten von Fukushima», obwohl laut der zugrunde liegenden Untersuchungsergebnisse keineswegs belegt ist, dass die Mutationen auf die (verhältnismässig geringe) Strahlung im Umfeld der Havarie-Reaktoren zurückzuführen sind.

«Unmengen an Cäsium»

Eine Woche später war von radioaktiv verseuchten Fischen vor der Küste bei Fukushima die Rede. «Fische weisen Unmengen an Cäsium auf», meldete das Schweizer Fernsehen. Hervorgehoben wurde eine 258fache Überschreitung des Grenzwertes für Nahrungsmittel, die an gerade mal zwei Fischen gemessen wurde. Bei solchen Meldungen wird

typischerweise nicht darauf hingewiesen, dass die festgestellten Kontaminationen fast immer um Grössenordnungen unter den Werten liegen, die effektiv eine Gefahr für die Gesundheit darstellen. Strahlende Substanzen gelten vielmehr als eigentliches Teufelszeug, das auch bei noch so geringen Radioaktivitätswerten überall und jederzeit ein tödliches Risiko darstellt.

Das Publikum wird im Glauben gehalten, Radioaktivität sei einzigartig gefährlich, obwohl beispielsweise viele chemische Gifte ungleich heftiger wirken als Strahlung. Wie die Uno vor wenigen Tagen mitteilte, stirbt jährlich bis zu eine Million Menschen aufgrund giftiger Chemikalien. Die Weltgesundheitsorganisation geht davon aus, dass mehrere hunderttausend Personen pro Jahr wegen falschen oder fahrlässigen Umgangs mit chemischen Produkten ums Leben kommen. Dagegen hat

das schwerste Atomunglück in einem westlichen Land (Fukushima) bis jetzt null Tote gefordert.

Welche Wirkung haben die andauernden Schreckensnachrichten über Radioaktivität? Was weiss die Schweizer Bevölkerung über die Gefahren radioaktiver Strahlung? Dies wollte die *Weltwoche* mit einer Umfrage in Erfahrung bringen. In ihrem Auftrag befragte das Meinungsforschungsinstitut Demoscope zwischen dem 20. und 25. August 2012 insgesamt 1005 Personen in der Deutsch- und Westschweiz. Ihnen allen wurden fünf Fragen gestellt, die anhand anschaulicher Vergleiche den Wissensstand bezüglich der Risiken von Radioaktivität testen sollten. Die Befragten konnten jeweils aus mehreren vorgegebenen Antworten auswählen oder sich einer Wahl enthalten. Bei den zugrunde liegenden Risikoabschätzungen stützte sich die *Weltwoche* ausnahmslos auf wissenschaftliche Fakten.

Die Resultate der repräsentativen Telefonumfrage sind eindeutig: Die grosse Mehrheit der Schweizer Bevölkerung überschätzt die Gefahren von Radioaktivität bei weitem – bei einigen Fragestellungen sogar um das Hunderttausend- bis Milliardenfache. Bei allen Fragen entschied sich jeweils nur ein Bruchteil der Befragten für die zutreffende Antwort, während die meisten die Risiken um Grössenordnungen zu hoch einschätzten. Im Gegenzug wurden die Gefahren nur selten unterschätzt.

Nur 7 Prozent unterschätzten das Risiko

Die erste Frage zielte auf das Reaktorunglück in Tschernobyl ab. Damals war der Stoff Cäsium-137 für den weitaus grössten Teil der Strahlenbelastung der betroffenen Bevölkerung verantwortlich. Die Befragten sollten sich Folgendes vorstellen: Die gesamte Menge an Cäsium, die in Tschernobyl freigesetzt wurde, befindet sich in einem Abstand von zehn Metern vor ihnen. Es ging darum abzuschätzen, wie lange es dauert, bis man in dieser Situation eine tödliche Radioaktivitätsdosis abbekommen hat.

Wer meinte, dies sei praktisch augenblicklich der Fall, lag falsch. Richtig war die Antwort «1000 Sekunden» (etwa 17 Minuten), die aber nur 16 Prozent der Befragten wählten. 29 Prozent entschieden sich für «1 Sekunde», 18 Prozent für «1 Tausendstelsekunde» und 17 Prozent gar für «1 Milliardstelsekunde». Insgesamt überschätzten somit fast zwei Drittel der Umfrageteilnehmer die Gefahr. Umgekehrt entschieden sich nur 7 Prozent für «10 000 Sekunden» und schätzten das Risiko zu klein ein.

Auch die zweite Frage drehte sich um radioaktives Cäsium. Die Schweizer Behörden haben einen sogenannten Toleranzwert für Cäsium in Lebensmitteln und Trinkwasser erlassen (10 Becquerel pro Kilogramm). Wird dieser überschritten, gilt das Lebensmittel als verunreinigt oder in seinem Wert vermindert. In Japan gibt es sogar ein Verbot für das Trinken von Wasser,

das über diesem Wert mit Cäsium kontaminiert ist. Die Befragten sollten sich vorstellen, täglich einen Liter Wasser zu trinken, der zehnmal mehr Cäsium enthält, als es dieser Toleranzwert zulässt. «Wie viele Zigaretten führen dann zum gleichen Todesrisiko?», hiess die Frage. 42 Prozent der Teilnehmer tippten auf «50 Zigaretten pro Tag», 28 Prozent auf «5 Zigaretten täglich». Damit überschätzten 70 Prozent die Gefahr. Richtig war die Antwort «1 Zigarette alle 20 Tage» (von 8 Prozent gewählt). Auch hier unterschätzte kaum jemand das Risiko durch die Wahl von «1 Zigarette alle 200 Tage» oder «1 Zigarette alle 2000 Tage».

Die Behörden müssen sich fragen, ob sie die Bevölkerung nicht unnötig verängstigen.

Ein ähnliches Resultat ergab sich bei der dritten Frage. Hier wurde gefragt, um wie viel die statistische Lebenserwartung sinkt, wenn man wie bei Frage 2 täglich einen Liter Wasser trinkt, der zehnmal stärker mit radioaktivem Cäsium verseucht ist, als es der Toleranzwert erlaubt. Nur sechs Prozent wählten korrekt «1000 Sekunden (ca. 17 Minuten)», während drei Viertel der Befragten auf «3 Monate» (37 Prozent) oder sogar «25 Jahre» (29 Prozent) tippten und das Risiko weit überschätzten.

Auch bei den Fragen 4 und 5 ging es um eine Strahlendosis, die nicht überschritten werden sollte – um den Schweizer Grenzwert für Radioaktivität aus künstlichen Strahlungsquellen (wobei medizinische Behandlungen ausgenommen sind). Dieser beträgt 1 Millisievert (mSv) pro Jahr, wobei Sievert die Einheit für die biologische Wirkung auf den menschlichen

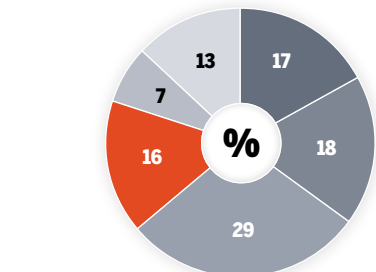
Körper ist. Die Internationale Strahlenschutzkommission empfiehlt, bei einem Reaktorunglück die Evakuierung der Bevölkerung in Betracht zu ziehen, falls die dabei verursachte zusätzliche Strahlendosis 1 mSv pro Jahr übersteigt.

In der Umfrage wurde diesem Grenzwert die krebshemmende Wirkung gegenübergestellt, die allgemein mit dem Konsum von Früchten und Gemüse verbunden ist. Die Befragten mussten schätzen, wie viele Äpfel man ungefähr konsumieren muss, um das Krebsrisiko von 1 mSv pro Jahr statistisch gesehen zu kompensieren. Richtig war «1 Apfel pro Monat». Aber für diese Antwort entschieden sich nur 11 Prozent der Teilnehmer. Dagegen setzten 70 Prozent auf «3 Äpfel pro Tag» und nutzten damit die einzige Antwort-Möglichkeit, die Gefahr zu überschätzen. Nur vier Prozent der Befragten unterschätzten das Risiko.

Wenig Kenntnis von Strahlung

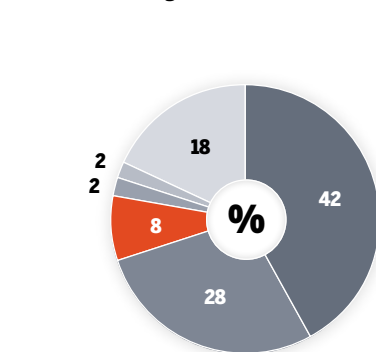
Neben Radioaktivität aus künstlichen Quellen gibt es auch solche aus natürlichen Quellen – in erster Linie uranhaltiges Gestein und kosmische Strahlung. In der Schweiz, insbesondere im Alpengebiet, ist die Belastung durch Radioaktivität aus natürlichen Quellen wegen der Bodenbeschaffenheit vergleichsweise hoch. Physikalisch gesehen besteht zwischen Strahlung aus natürlichen und künstlichen Quellen kein Unterschied. In Frage 5 sollten die Teilnehmer angeben, wie hoch der in Frage 4 erwähnte Grenzwert für künstlich erzeugte (zusätzliche) Strahlung im Vergleich zur durchschnittlich natürlich vorhandenen Strahlung in der Schweiz liegt. Richtig war «1 Viertel». Für diese Antwort entschieden sich nur 15 Prozent. 53 Prozent der Befragten über-

FRAGE 1: Der Stoff **Cäsium-137** ist beim Reaktorunglück von Tschernobyl für den weitaus grössten Teil der Strahlenbelastung der betroffenen Bevölkerung verantwortlich gewesen. Angenommen, die gesamte Menge an Cäsium-137, die in Tschernobyl freigesetzt worden ist (etwa 400-mal mehr als beim Atombombenabwurf in Hiroshima), befindet sich in zehn Meter Abstand von Ihnen, ohne Abschirmung: **Wie viele Sekunden dauert es, bis Sie eine tödliche Radioaktivitätsdosis abbekommen haben?**



- 1 Milliardstelsekunde
- 1 Tausendstelsekunde
- 1 Sekunde
- 1000 Sekunden, also rund 17 Minuten
- 10 000 Sekunden, also etwas mehr als 1 Tag
- Weiss nicht / keine Angabe

FRAGE 2: Angenommen, man trinkt jeden Tag einen Liter Wasser, das zehnmal stärker mit radioaktivem Cäsium verseucht ist, als es der schweizerische Toleranzwert zulässt: **Wie viele Zigaretten pro Tag führen dann zum gleichen Todesrisiko?**

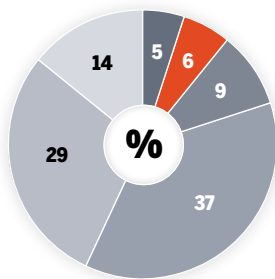


- 50 Zigaretten
- 5 Zigaretten
- 1 Zigarette alle 20 Tage
- 1 Zigarette alle 200 Tage
- 1 Zigarette alle 2000 Tage, also rund alle 5 1/2 Jahre
- Weiss nicht / keine Angabe

Dramatisiert: Strahlung von Tschernobyl.

Überschätzt: Todes-Risiko von Cäsium.

FRAGE 3: Angenommen, man trinkt einen Monat lang täglich einen Liter Wasser, das zehnmal stärker mit radioaktivem Cäsium verseucht ist, als es der schweizerische Toleranzwert zulässt: **Um wie viel reduziert sich dadurch, statistisch gesehen, die Lebenserwartung?**



- 10 Sekunden
- 1000 Sekunden, also rund 17 Minuten
- 3 Stunden
- 3 Monate
- 25 Jahre
- Weiss nicht / keine Angabe

Übertriebene Ängste: Toleranzwerte.

schätzten das Risiko auch hier um bis zu Faktor 10 000. Bei der Beantwortung fällt auf, dass mit 26 Prozent besonders viele Teilnehmer auf eine Antwort verzichteten. Über das Ausmass an natürlicher Radioaktivität scheint die Bevölkerung besonders schlecht informiert zu sein.

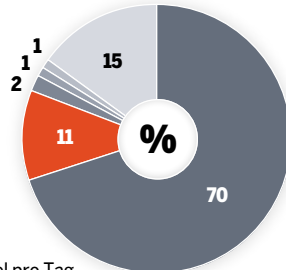
Die *Weltwoche*-Umfrage zeigt weiter, dass junge Leute Radioaktivität als noch gefährlicher einschätzen als ältere. Bei Frage 4 etwa, wo nach der Kompensation des Risikos von 1 mSv Strahlung pro Jahr durch Äpfel gefragt wurde, überschätzten 78 Prozent der 15- bis 34-Jährigen das Risiko, während es bei den über 55-Jährigen «nur» 62 Prozent waren. Die älteren Teilnehmer waren sich ihrer Unkenntnis eher bewusst als junge und entschieden sich weitaus häufiger für «Weiss nicht».

Einseitige Information zeigt Wirkung

Dass in der *Weltwoche*-Umfrage jeweils nur ein kleiner Prozentsatz der Teilnehmer auf die richtigen Antworten setzte, erstaunt kaum. Denn das Thema Radioaktivität spielt im Alltag der Bevölkerung kaum eine Rolle. Entsprechend mussten viele Befragte bei den Fragen wohl einfach raten. Dass dabei die allermeisten Teilnehmer die Gefahren systematisch überschätzten, ist kein Zufall. Die Überzeichnung der Risiken radioaktiver Strahlung durch Medien, aber auch durch viele NGOs und Politiker scheint hier Wirkung gezeigt zu haben. Insbesondere junge Menschen – die die Zeit, als Atomkraft noch als hoffnungsvolle Energiequelle galt, nicht miterlebt haben – sind der einseitigen Darstellung offenbar stark erlegen.

Mitschuldig an den falschen Vorstellungen über Risiken sind auch die Gesundheitsbehörden, die für die Festlegung von Toleranz- und

FRAGE 4: In der Schweiz gilt ein Grenzwert bezüglich der Belastung der Bevölkerung durch künstlich erzeugte Radioaktivität (1 Millisievert pro Jahr). Wird dieser Wert bei einer Nuklearkatastrophe überschritten, sollte gemäss der Internationalen Strahlenschutzkommission eine Evakuierung in Betracht gezogen werden. Während radioaktive Strahlung das Krebsrisiko erhöht, reduziert der Konsum von Früchten und Gemüse dieses Risiko. **Wie viele Äpfel muss man konsumieren, um das Krebsrisiko einer Radioaktivität zu kompensieren, die dem erwähnten Evakuationskriterium entspricht?**



- 3 Äpfel pro Tag
- 1 Apfel pro Monat
- 1 Apfel alle 3 Monate
- 1 Apfel pro Jahr
- 1 Apfel alle 10 Jahre
- Weiss nicht / keine Angabe

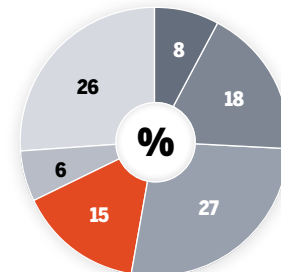
Falsch eingeschätzt: offizielle Grenzwerte.

Grenzwerten im Bereich Radioaktivität verantwortlich sind. Die Begriffe Grenzwert und Toleranzwert suggerieren, dass bei Überschreitung unmittelbar gesundheitliche Gefahren drohen. Die entsprechenden Werte wurden von den Behörden in den meisten Fällen aber so tief angesetzt, dass ein effektives Risiko für Mensch und Umwelt auch bei Überschreitung noch um Grössenordnungen entfernt ist – so etwa beim erwähnten Toleranzwert für die Kontamination von Lebensmitteln und Trinkwasser. Auch ist es schleierhaft, welchen Sinn ein Grenzwert für Strahlung aus künstlichen Quellen ergibt, wenn die natürlich vorhandene Strahlung in der Schweiz praktisch überall wesentlich darüber liegt.

Wenn die meisten Leute fälschlicherweise davon ausgehen, dass schon geringste Mengen an radioaktiven Substanzen gesundheitliche Schäden verursachen und bei Überschreitung von Toleranz- und Grenzwerten sofort Gefahr droht, hat das Konsequenzen. Viele Menschen lehnen medizinische Behandlungen ab, weil diese mit einer gewissen Belastung durch radioaktive Strahlung verbunden sind. An die Entsorgung von Atomabfällen werden übersteigerte Massstäbe angelegt – vor allem auch im Vergleich zum Umgang mit anderen Industrieabfällen, die oft mindestens so schädlich wie radioaktive Substanzen sind. Und in der Energiepolitik treffen die Politik und möglicherweise das Stimmvolk Entscheidungen, die auf falschen Vorstellungen über die Risiken der Atomenergie beruhen.

Angesichts der Resultate der *Weltwoche*-Umfrage müssen sich die Behörden fragen, ob die heute geltenden Toleranz- und Grenzwerte die Bevölkerung nicht unnötig verängstigen. Der Toleranzwert für Lebensmittel und Trink-

FRAGE 5: Neben künstlich erzeugter Radioaktivität (durch Kernenergie, medizinische Anwendungen) gibt es auch Radioaktivität, die ganz natürlich auftritt (durch das Gestein oder durch Strahlung aus dem Weltall). **Wie hoch liegt der Grenzwert für künstlich erzeugte Radioaktivität (wie in der vorhergehenden Frage erwähnt) im Vergleich zur natürlichen Strahlung, wie sie durchschnittlich in der Schweiz vorkommt?**



- Grenzwert liegt 2500-mal höher als natürl. Strahlung
- Grenzwert liegt 250-mal höher
- Grenzwert liegt 25-mal höher
- Grenzwert entspricht 1/4 der natürlichen Strahlung
- Grenzwert entspricht 1/10 der natürlichen Strahlung
- Weiss nicht / keine Angabe

Unterschätzt: natürliche Radioaktivität.

wasser beispielsweise liegt so tief, dass erst bei einer millionenfachen Überschreitung effektiv gesundheitliche Schäden drohen.

Auch sollten die Behörden prüfen, ob sie ihrer Aufklärungspflicht, was Risiken radioaktiver Strahlung angeht, nachkommen. Aufschlussreich ist beispielsweise die Broschüre «Radioaktivität und Strahlenschutz» des Bundesamts für Gesundheit. Diese informiert auf vierzig Seiten zwar sachlich korrekt. Zu den Akutschäden von hochdosierter Strahlung liefert die Broschüre eine Abschätzung, wie hoch das Risiko ist (eine sofortige Bestrahlung durch 4 bis 5 Sievert führt zum Tod von fünfzig Prozent der Betroffenen).

Risikovergleiche fehlen

Bei Spätschäden infolge niedriger Radioaktivitätsdosen fehlt eine solche Abschätzung aber. Es wird lediglich auf die Annahme verwiesen, dass es keine Schwellendosis für Gesundheitsschäden gibt. Entsprechend warnt die Broschüre: «Krebs und Erbschäden können auch durch kleine Dosen ausgelöst werden.» Um aber eine Vorstellung zu haben, wie gross das Risiko effektiv ist, wäre eine Einordnung zwingend notwendig. Was bedeutet es beispielsweise, einer Strahlung von 1 mSv pro Jahr ausgesetzt zu sein? Wie hoch ist dieses Risiko im Vergleich zu anderen Lebensrisiken (Luftverschmutzung, Unfälle, Rauchen, Chemikalien, etc.)?

Eigentlich müsste eine Aufklärungsbroschüre erklären, warum das Wohnen in den Alpen noch erlaubt ist – obwohl der Grenzwert für eine Evakuierung an den meisten Orten überschritten ist. Nur so hätte die Bevölkerung die Chance, die Gefahren radioaktiver Strahlung realistischer einzuschätzen. ○

Die Weltklasse-Regisseurin

Als Präsidentengattin mied Jacqueline Kennedy das Weisse Haus, so oft sie konnte. Nach dem Attentat in Dallas wurde sie eine Legende. Von Beatrice Schlag

Sie hasste den Mythos Jackie. Die Frau, die jahrzehntlang die berühmteste der Welt war und mehr Neugier weckte als jede andere, wollte nie etwas anderes sein als anonym, attraktiv und reich. Als ihr Vater John Bouvier sein Vermögen an der Börse verlor, liess sich Mutter Janet scheiden und heiratete den schwerreichen, aber knauserigen Spekulanten Hugh D. Auchincloss. «Jackie, ihre Schwester Lee und ich hatten kaum Geld», sagte Jacquelines Halbbruder, der kürzlich verstorbene Schriftsteller Gore Vidal. «Ich musste arbeiten, Jackie und Lee mussten eine gute Partie machen.» Darauf waren die Bouvier-Töchter eine Jugend lang geeicht worden. Der demokratische Senator John F. Kennedy kam aus einer schwerreichen Familie.



Sie bewunderte ihn ungemein. Er brauchte eine Frau, die ihm Zugang zur Upperclass verschaffte, zu der die neureichen Kennedys nicht gehörten. Sie war East-Coast-Aristokratin, sehr belesen, sprach Französisch, hatte einen hervorragenden, teuren, unamerikanischen Geschmack. Schnörkellos, erlesen. Die Frauen, mit denen er gern schlief, waren weniger elitär. Aber sein Vater war begeistert von Jacqueline. Sie würde seinem Sohn den Weg ins Weisse Haus erleichtern. Auf diesen Weg war John F. Kennedy seit dem Tod seines älteren Bruders Joe im Zweiten Weltkrieg (er war Pilot) geeicht worden. 1953 wurde auf Geheiss seines Vaters eine pompöse Society-Hochzeit ausgerichtet. Jacqueline Bouvier Kennedy hatte sich eine kleine, private Feier gewünscht.



Als John F. Kennedy 1956 ins Rennen um die demokratische Vize-Präsidentschaft stieg, wurde Jacqueline zum Problem. Wie sollte er seine Frau, die sich für Fuchsjagden begeisterte, als Demokratin verkaufen? Vater Joe riet zur Schwangerschaft. Neun Monate später gebar sie ein totes Kind. Er verlor die Wahl und erholte sich mit Freunden in Capri, als sie im Krankenhaus war.



Vier Jahre später bewarb er sich für die Präsidentschaft. Seine schöne Frau, der vorgeworfen wurde, sie gebe massiv Geld für Kleider aus, sagte sarkastisch: «So viel könnte ich nicht ein-

mal ausgeben, wenn ich Unterwäsche aus Zobel tragen würde.» Kennedy explodierte: «Das ist das letzte Interview, dass diese verdammte Frau gibt.» Er sah nicht, dass nicht nur er mit seinen progressiven Ideen, sondern auch seine erneut schwangere Frau mit ihrer störrischen Verweigerung, sich konventionell zu geben, ein ungemainer Erfolg war. Amerika sehnte sich nach dem Grosselternpaar Ike und Mamie Eisen-

Mann einen überdurchschnittlichen sexuellen Appetit hatte und dass er nicht ihr galt. Darüber, wie sehr es sie demütigte, verlor sie nie ein öffentliches Wort.



Der Schriftsteller Truman Capote hat sie einmal als Geisha bezeichnet. Das trifft es nur halb. Als John F. Kennedy am 22. November 1963 in Dallas ermordet wurde, setzte Jacqueline

Kennedy alles daran, ihn zu glorifizieren. Sie weigerte sich, ihr blutbeschmiertes rosa Tailleur zu wechseln, als Vizepräsident Lyndon B. Johnson in der Air Force One eingeschworen wurde. Sie ordnete jedes Detail des pompösen Begräbnisses und des Fussmarsches durch Washington an, die etliche greise Staatspräsidenten im Trauerzug an den Rand ihrer Kräfte brachten. Sie überzeugte den prominenten *Time*-Journalisten Theodore White, dass die Regierung Kennedy ein paar glückliche Jahre Camelot gewesen seien. «Ich war», schrieb White reumütig Jahre später, «ohne es zu merken, bei der Benennung einer Ära ihr Instrument geworden.»



1968, nach der Ermordung ihres Schwagers Robert F. Kennedy, der nach der Aussage vieler einer von mehreren Liebhabern der Witwe gewesen war – Marlon Brando gehörte nach seinen eigenen Aussagen auch dazu –, heiratete sie zum Entsetzen der Welt den kleinen, dicken griechischen Reeder Aristoteles Onassis.

Sie brauchte Geld, und Onassis war ein amüsanter Mann, eine Weile lang. Er starb, als die Scheidung bereits beschlossen war. Sie erbte Millionen, suchte sich eine gemächliche Arbeit bei einem Verlag und verbrachte ihre Freizeit mit dem Diamantenhändler Maurice Tempelman. Am 19. Mai 1994 starb sie an Krebs. Auf ihren Wunsch wurde sie neben John F. Kennedy auf dem Heldenfriedhof in Arlington beigesetzt. Ausser der Familie waren zur Beisetzung nur ihre engsten Freunde eingeladen.



«Eine gute Partie machen»: Jackie Kennedy.

hower nach etwas Neuem. Es lag in der Luft, aber es war noch nicht zum Greifen. Er gewann die Wahl gegen Richard Nixon mit dem knappsten Wahlresultat der Geschichte.



«Als ich ins Weisse Haus kam, zählte man mir auf, was ich alles an Pflichten zu übernehmen habe», sagte Jacqueline Kennedy, «ich habe nichts davon getan.» Die Bezeichnung First Lady fand sie grauenvoll: Das klinge wie der Name eines Rennpferdes. Sie renovierte das Weisse Haus und erzählte darüber mit ihrer atemlos kindlichen Stimme in einer TV-Serie, die weltweit Millionen von Zuschauern hatte und ihr einen Emmy eintrug. Aber die meisten Tage der Woche verbrachte sie mit ihren Kindern auf einer Privatranch. Sie wusste, dass ihr

Serie: Jede Woche porträtiert die *Weltwoche* eine amerikanische Präsidentengattin. Nächste Ausgabe: Eleanor Roosevelt

Scheiden bringt nichts

Im Kanton Basel-Stadt lassen sich bereits 61,9 Prozent der Ehepaare scheiden – ein Rekordwert. Die Trennungswilligen erhoffen sich ein besseres Leben ausserhalb der bisherigen Beziehung. Oft erfüllt sich diese Hoffnung nicht. *Von Franziska K. Müller*



«Viele sind sich nicht bewusst, dass unter Umständen künftig beide mit dem Existenzminimum auskommen müssen.»

Diane Luczyk-Schindler betreibt eine Agentur für Scheidungsfeten. Die Absicht, dass eine Trennung genauso ausgelassen gefeiert werden sollte wie eine Hochzeit, wird damit erklärt, dass beide Events «neue und vielversprechende» Lebensabschnitte einleiten. Häufiger als einmal pro Monat wird das Angebot nicht genutzt, und die letzten Einträge ins Gästebuch datieren Jahre zurück. Auch anderswo laufen die Geschäfte mit dem Trennungsglück schleppend. Die Scheidungsmesse in Österreich musste ihre Tore schliessen, und in Zürich wurde die Idee des Restaurants «Kaufleuten», «besinnliche Scheidungspartys» durchzuführen, mangels Nachfrage nicht weiter verfolgt. Geschieden wird weiterhin. Aber die gute Laune ob der Entscheidung, die jahrelang zum Befreiungsschlag hochstilisiert wurde, ist verflogen. Der erhoffte Gang in ein besseres Leben erweise sich nicht selten als Illu-

sion, sagen Scheidungsanwälte, Kinderpsychologen und Schuldensanierer. Die beabsichtigte Selbstentfaltung scheitert an finanziellen Problemen. Anstelle der ersehnten Freiheit und des neuen Liebesglücks stellen sich Einsamkeit und gesundheitliche Probleme ein, der Alltag erweist sich als unbefriedigender denn je.

Der Staat fördert rasche Scheidungen

In der Schweiz wurden im Jahr 2010 über die Hälfte aller Ehen (54 Prozent) geschieden, der Kanton Basel-Stadt führt die aktuelle Statistik mit 61,9 Prozent an. Geschieden wird heute in allen Milieus, in der urbanen Oberschicht ebenso wie in katholischen und bäuerlichen Regionen. Rund 15 000 Scheidungskinder gehen jährlich aus den gescheiterten Ehen hervor, im Jahr 2007 lebte bereits eine Viertelmillion Schweizer Kinder in Einelternfamilien. Manchmal ist eine Trennung tatsächlich die

beste Lösung für alle Beteiligten, und die neue Existenz ist mehr als eine Verheissung, die sich nicht bestätigt. Allzu oft werde die Flinte aber vorschnell ins Korn geworfen, beobachten Beziehungsexperten. «Die Ansprüche an Beziehungen sind heute sehr hoch, gleichzeitig sinkt die Bereitschaft, sich für die Beziehung einzusetzen», sagt Guy Bodenmann, Professor für klinische Psychologie an der Universität Zürich. Erschwerende Bedingungen zu bedenken, die vor allem frühere Frauengenerationen zum Bleiben veranlassten – darunter der befürchtete Verlust der Kinder, der materielle Abstieg nach einer Scheidung und die als gering erachtete Chance, einen neuen Partner zu finden, gilt heute als unemanzipiert und mutlos.

Seit das neue Scheidungsrecht aus der Institution Ehe einen jederzeit kündbaren Vertrag gemacht hat, lässt sich die Trennungsabsicht zudem kostengünstig und ohne Verzug in die Tat

umsetzen. Internetfirmen bieten Scheidungspapiere und Beratungsmaterial zum Download an. Eine Vereinbarung über die Scheidungsfolgen kann beim Gericht ohne Anwalt eingereicht werden, die Trennung von Tisch und Bett ist unter Umständen bereits nach zweimonatiger «Bedenkfrist» vollzogen. Das Beziehungsende wird als organisatorische und finanzielle Bagatelle wahrgenommen. Ein Fehler mit Folgen.

«Viele sind sich nicht bewusst, dass unter Umständen künftig beide mit dem Existenzminimum auskommen müssen», nennt der Zürcher Anwalt Linus Jaeggi als Grund, der für mannigfaltige Probleme sorgen könne. Bei getrennten Haushalten verdoppeln sich alle Fixkosten, das Risiko, in die Armut abzurutschen, ist nicht gering: Alleinerziehende beziehen viermal mehr Sozialhilfe als die übrige Bevölkerung, jede vierte Einelternfamilie gilt als arm. Auch bei jenen, die aus eigener Kraft über die Runden kommen, dauere es oft Jahre, bis die Einkommenszufriedenheit, die in der Ehe geherrscht habe, wieder hergestellt sei. Ellen Steinemann*, eine 35-jährige Mutter von zwei kleinen Kindern, trennte sich «in einem Anfall von Freiheitsdrang», wie sie sagt, von ihrem gutsituierten Mann. Wie rund 20 Prozent aller Betroffenen erhält sie die Unterhaltszahlungen nicht. «Bei manchen Ex-Männern geschieht dies aus eigener finanzieller Not, bei meinem aus Rache», sagt Steinemann.

Wenn der Ex-Mann nicht bezahlt, springt der Staat ein. Das kostet den Steuerzahler über hundert Millionen Franken pro Jahr. Viele gutausgebildete Frauen, die sich genieren, diese Hilfe zu beanspruchen, stürzen sich umso vehementer in die Berufstätigkeit und finden sich in der Doppelfunktion als alleinerziehende Ernährerinnen der Familie wieder. Weil die Pharmaassistentin Steinemann keinen Job findet, lebt sie heute in einer Blockwohnung und muss sich zweimal überlegen, ob sie mit den Kindern im Restaurant ein Rivella trinken kann. Die Entscheidung, sich scheiden zu lassen, bereue sie nicht. Aber beinahe alle «altmodischen» Bedenken, die ihre Mutter vor der Scheidung geäussert habe, seien eingetroffen.

Auch andere Geschiedene finden das neue Leben anstrengend. Umstellungsprobleme, darunter Rollenmodifikationen, die mit dem neuen Status einhergehen, und Isolation gelten als Faktoren, die der Lebensqualität abträglich sind. In einer repräsentativen Umfrage, die in den USA durchgeführt wurde, gaben nur 6 Prozent von 3000 Befragten an, sie fänden den neuen Status «wunderbar». Glück, Selbstachtung und sexuelle Zufriedenheit steigen in den ersten zwei Jahren nach der Scheidung zwar an, aber selbst zehn Jahre nach der Trennung bekunden 25 Prozent der befragten Frauen und 20 Prozent der Männer noch immer Mühe damit, ihr Leben wieder vollständig in den Griff zu bekommen.

Der Nachscheidungsstress schlägt sich auch in der Gesundheit nieder, wie eine aktuelle Untersuchung des Rostocker Zentrums zur Er-

forschung des demografischen Wandels zeigt. Während unglückliche, geschiedene Männer zu übermässigem Alkoholkonsum und unstemtem Lebenswandel neigen, sorgt bei den Frauen vor allem der Faktor «allein leben» langfristig für negative Emotionen. Eine Auswertung der University of Chicago, bei der die Daten von rund 8000 Personen zwischen 51 und 61 Jahren untersucht wurden, ergab, dass eine Scheidung der Gesundheit permanent schadet und auch eine erneute Heirat die negativen Auswirkungen nicht rückgängig machen kann. Die befragten Geschiedenen litten weitaus häufiger (plus 20 Prozent) als ledige oder verheiratete Personen unter chronischen Gesundheitsproblemen und Krebserkrankungen.

Egozentrik beeinflusst das Handeln

Im Rückblick erweise sich die Scheidung oft als schwieriger als erwartet, sagt Martin R. Textor, Autor der Publikation «Der Scheidungszyklus». In vielerlei Hinsicht: Nach den ersten Monaten, in denen Freiheit und Ungebundenheit ausgekostet werden, hat die Mehrheit der Frauen genug von den rüden Gepflogenheiten auf der freien Wildbahn: Die weiblichen Geschiedenen verspüren keine Lust, sich längerfristig mit flüchtigen Abenteuern abzugeben – im Gegensatz zu unverheirateten weiblichen Singles. Den *perfect match* zu finden, erweise sich im Zeitalter der digitalen Heiratsmärkte – anders als angenommen – als schwierig, weiss die israelische Soziologin Eva Illouz. Auch in der Schweiz stieg der Anteil jener Paare, die sich nach zwanzig und mehr gemeinsamen Jahren trennten, in den vergangenen Jahren markant an. «In einem freien, aber unregulierten Markt, auf dem Merkmale wie Schönheit, *sexiness* sowie soziale Schicht eingeschätzt und getauscht werden, sind Frauen im Hintertreffen, wenn sie in fortgeschrittenem Alter einen neuen Partner suchen», so Eva Illouz.

Die Suche nach einem Traummann, der mehr rede als der Ex-Ehemann und romantisch sein soll, gestalte sich schwierig, sagt auch die 35-jährige Ellen Steinemann. Nach einer kurzen Beziehung mit einem geschiedenen Vater von drei Söhnen ist sie heute wieder allein: fremde Kinder, die sich vehement gegen neue Familienbande sträubten, sowie Ex-Partner und Ex-Partnerin samt neuem Anhang, die sich überall einmischten und für Streitigkeiten ohne Ende sorgten – «im Vergleich dazu war meine Ehe eine Oase der Ruhe und der Sicherheit.»

Das Lebensglück, so zeigte eine Studie der Universität Zürich, verbinden die meisten Schweizerinnen und Schweizer – nämlich 95 Prozent – mit einer festen Beziehung. Die Mehrheit der Geschiedenen möchte wieder heiraten, und rund die Hälfte wünscht sich nach einigen Monaten erneut einen engen Kontakt zum ehemaligen Partner. Eine steigende Anzahl scheint die Trennung im Nachhinein zu bereuen: Unzählige Bücher sowie Dutzende von Internet-

plattformen und Blogs beschäftigen sich zurzeit mit den Fragen: «Wie kann ich meine Ex-Frau zurückgewinnen?» – «Was muss ich tun, damit mein Ex-Mann zu mir zurückkehrt?» Jene, die realisieren, dass das Gras auf der anderen Seite des Zaunes nicht grüner wächst, machen es vielleicht wie einst Elizabeth Taylor und Richard Burton oder Don Johnson und Melanie Griffith: Sie heiraten einander zum zweiten Mal.

Fred und Eva Ryter wagten diesen Schritt vor einigen Jahren. Ihre erste Ehe sei auch am Zeitgeist gescheitert, der sich hauptsächlich um die Begriffe «Selbstentfaltung», «Selbstaussdruck» und «Selbstverwirklichung» gedreht habe, sagt der 68-jährige Fred Ryter. Diese Egozentrik habe sein Denken und Handeln fälschlicherweise beeinflusst. Heute sei er kompromissbereiter und realistischer. Sein Rezept für die dauerhafte Liebe lautet: «Das Wohl des Partners soll an erster Stelle stehen. Wenn beide so denken und handeln, kommt niemand zu kurz.» Paarforscher Guy Bodenmann, der die Zufriedenheit von Schweizer Ehepaaren untersuchte, die trotz Krisen und Stürmen verheiratet blieben, kam bereits vor einigen Jahren zum Schluss: Jene, die es schafften, ihre Ansprüche nach unten zu korrigieren, ohne dass ihnen die Liebe abhandenkommt, verfügten über gute Chancen, um glücklich zu bleiben.

* Namen von der Redaktion geändert.

Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)

www.vermoegenszentrum.ch

VZ VermögensZentrum



Antworttalon

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:

VZ VermögensZentrum, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich

In der Stadt des Bösen

Stephen King, der wohl bekannteste Schriftsteller der Welt, feiert in diesen Tagen seinen 65. Geburtstag. Besuch am Ursprungsort seines Horror-Universums. Von Gion Mathias Cavelti und Eva Vasari (Illustrationen)

«Es hatte sich einen Ort ganz nach SEINER Vorstellung geschaffen. Derry war SEIN Schlachthof, die Menschen von Derry SEINE Schafe.» (Stephen King: «Es»)

Nach einem strapaziösen Flug habe ich um sieben Minuten vor Mitternacht endlich mein Ziel erreicht: Derry, Maine. Wo heute Derry steht, ist vor Jahrtausenden das Böse gelandet – aus der Leere des Makroversums ist es auf einem Feuerball herniedergekommen, um zu töten. So kann man es im epochalen Horror-Roman «Es» des amerikanischen Autors Stephen King nachlesen, der am 21. September 65 Jahre alt wird. Und selber in Derry lebt (respektive in Bangor, wie die 33 000-Seelen-Stadt im nord-östlichsten Bundesstaat der USA offiziell heisst, aber Derry und Bangor sind identisch).

Natürlich hat schon der erste Mensch, den ich hier treffe, ein Manuskript in der Schublade. Der nervöse Taxifahrer, der mich zu meinem Hotel fährt, erzählt mir von seinem Elaborat, in dem es um einen Taxifahrer und seine haarsträubenden Abenteuer bei nächtlichen Fahrten geht («Alles wahr!»). Klingt vielversprechend.

Mein Hotel ist das anno 1887 errichtete «Charles Inn» in der rotlichtvierteligen Downtown Derry, «The Devil's Half-Acre» genannt. Hier pflegt Stephen King seine Gäste unterzubringen, wie mir im Vorfeld zugetragen wurde. In Internet-Bewertungen kommt das «Charles Inn» nicht so gut weg: «Ein veritables Loch»; «Die Betten sind fürchterlich, und der Fernsehapparat stammt aus dem vorletzten Jahrhundert»; «Ein Abstellplatz für alte Möbel».

Aggressives Bügeleisen

In der Lobby spielt gerade eine lokale vierköpfige Alternative-Grunge-Country-Band in voller Lautstärke vor null Zuschauern. Offenbar gibt es hier jeden Abend bis um ein Uhr solche Konzerte. Hinter der mit Gartenzwergen, ellenhohen Papierstapeln und zerfledderten Prospekten beladenen Réceptions-Theke entdecke ich eine regungslose, übernächtigte Gestalt – Connie, die Hotelmanagerin. Mit ihren langen schwarzen Haaren und ihrem brautkleidähnlichen Aufzug erinnert sie an Schneewittchen. Sie starrt auf den Bildschirm eines abgewrackten Computers, auf dem sich absolut nichts tut. Die Musik ist so laut, dass sie mir meine Zimmernummer ins Ohr schreien muss: «Zwei-hun-dert-neun!»

In meinem Zimmer inspiziere ich zuerst alle technischen Geräte, denn als Leser von Stephen King weiss ich: Das Böse kann in alles und jedes fahren (siehe etwa seine Kurzgeschichte «Der

Wäschemangler»). Ich entdecke nichts Auffälliges. Das auf der Hutablage der Garderobe stehende Bügeleisen kommt mir vielleicht eine Spur zu aggressiv vor. Und was macht es überhaupt auf der Hutablage der Garderobe?

Im Zimmer zu meiner Linken höre ich eine männliche Stimme schreien: «You're gonna have biiiiiig problems, asshole!» Dann wird eine Tür aufgerissen und wieder zugeknallt. Für einen Moment wünsche ich mir, ich wäre im «Overlook Hotel» aus «The Shining», dort wäre es bestimmt um einiges angenehmer als hier. Schliesslich: unruhiger Schlaf.

Am nächsten Morgen treffe ich Connie am gleichen Ort in gleicher Haltung an. Auf dem Computerscreen ist immer noch nichts zu erkennen. Ich frage sie, ob im «Charles Inn» schon einmal paranormale Aktivitäten beobachtet worden seien. «O ja», meint Connie schläfrig, mehrmals sei ihr schon ihr vor Jahren verstorbener Terrier Lacey um die Beine gestrichen, das habe sich eiskalt angefühlt. Und zwei Mal habe sie auf den Wunsch von Gästen hin die Maine Ghost Hunters rufen müssen (hier die Nummer, falls sie jemand braucht: 207 504 6224).

Beim Frühstück überfliege ich die aktuelle Ausgabe der *Bangor Daily News*. Die Hauptschlagzeile auf Seite eins: ««Perfect storm» hit lobster industry» (der dazugehörige Artikel dreht sich um die momentane Hummerschwemme und ihre für die Fischer katastrophalen Auswirkungen auf die Preise). Darunter folgt ein Artikel, in dem es um drei in einem ausgebrannten Autowrack gefundene Leichen geht – «It's highly suspicious», findet Assistant Attorney General Andrew Benson, und tatsächlich stellt sich dann heraus: Die drei wurden ermordet. Die Hauptmeldung im «Business»-Bund fällt dann wieder erfreulicher aus: Eine gewisse Robin Roberts Webster hat beim Schreibwettbewerb der Oakhurst Dairy mit einer Erzählung über eine Schokoladenmilch spendende Kuh den ersten Preis gewonnen, nämlich lebenslang gratis Milch, so viel sie will.

Maine in a nutshell.

Vor dem Hotel: herumlungernde Gestalten mit ungepflegten Bärten. Pick-up-Trucks.

Stadtbesichtigung. Schnell wird klar: Nach Bangor respektive Derry dürfte niemand freiwillig kommen. Wohl auch der Hauptgrund, warum Stephen King hier lebt. *It's Maine, not Hollywood.* Eine trostlose Angelegenheit. Auch alle Neuengland-Reiseführer, die ich konsultiert habe, listen (falls sie das Städtchen überhaupt erwähnen) nur eine einzige Attraktion auf: Stephen Kings Haus am 47 West Broad-

way. Zu dem ich mich noch nicht hintraue. Ach ja: 42 verschiedene Kirchen gibt's in Derry.

Um 14 Uhr habe ich ein Treffen mit dem dynamischen Bürgermeister der Stadt, Cary Weston, 40, Mitt-Romney-Unterstützer, Hobby-Stand-up-Comedian und Hummer-Lobbyist. US-weite Bekanntheit erlangte seine Initiative, an Thanksgiving Truthahn durch Hummer zu ersetzen.



«Wenn die Leute an Steve irgendetwas überrascht,

Auf meinen Einwand hin, Hummer lasse sich schlecht stopfen, meint er schlagfertig: «Aber man kann Truthahn mit Hummer stopfen.» Cary kennt Stephen King schon seit Kindertagen und durfte auch schon dessen gigantische unterirdische Bibliothek bewundern. In besonderer Erinnerung ist ihm eine Begegnung mit King in einem lokalen Lebensmittelgeschäft geblieben: «Stephen, schon längst zum Multimillionär avanciert, hat sich zum Abendessen eine Büchse Manwich – ein Hamburger-Produkt – für 99 Cent gekauft, weil seine Frau Tabitha grad nicht zu Hause war; und ein Los von Megabucks, so heisst unsere hiesige Lotterie. Stephen hat das

Los geöffnet, reingeschaut und gebrüllt: «Yes! Yes! Drei Richtige! Das heisst, ich kriege ein Gratislos! Woo-hoo!» Er hat sich fast nicht mehr eingekriegt vor Freude. Diese Episode verrät einem alles, was man über Stephen wissen muss.»

King, der Baseball-Trainer

Seitdem er als Teenager «Brennen muss Salem» von Stephen King gelesen habe, könne er übrigens nur noch mit hochgezogener Decke schlafen, führt der Mayor noch aus, lobt King als überaus grosszügige Vaterfigur für die Stadt und empfiehlt mir (nachdem ich mich noch erkundigt habe, wie viel Steuern King zahle – Antwort: «Ich habe nie nachgeschaut») seinen Amtsvorgänger Gerry Palmer als Interviewpartner.

Über Bangor/Derry meint er: «Hier gilt ein Handschlag noch etwas» und «Die allermeisten Haustüren sind die ganze Zeit unverschlossen – meine selbstverständlich auch». Und dann lässt er sich endlos über die glänzende Zukunft der Stadt aus, die durch die Errichtung einer gigantischen 8000 Plätze fassenden Arena namens The Cross Insurance Center gesichert werden soll. 2014 soll sie eröffnet werden. Klingt auch irgendwie nach einem Plot aus einem King-Roman, dieses Monsterunternehmen...

Palmer verweist mich an Dave Mansfield, einen offenbar legendären Baseball-Coach, mit dem zusammen King einige Jahre Spieler der lokalen Little League (Elf- und Zwölfjährige) gecoacht hat. «Meine Theorie ist: Als Kind

verabrede mich mit Dave telefonisch für das zweite Halbfinalspiel von übermorgen.

Am Nachmittag unternehme ich eine Exkursion zum Mount Hope Cemetery – das Vorbild für Kings «Friedhof der Kuschtiere» (etwas vom Entsetzlichsten, was ich je gelesen habe: Ein kleiner Junge wird von einem Lastwagen überfahren und von seinem Vater auf dem sogenannten Friedhof der Kuschtiere begraben, worauf er als blutrünstiger Zombie wieder zurückkehrt. Auch King selbst hält den Roman für seinen unerträglichsten). Die Verfilmung des Stoffs wurde übrigens auch hier realisiert.

Neben einem umgekippten Grabstein aus dem Jahr 1820 entdeckte ich ein Loch in der Wiese, und gleich daneben liegt ein aufgedun-



dann die Tatsache, dass er ein völlig normaler Kerl ist»: Collage mit King, dessen Haus, Raupe, Gully-Schacht des Grauens und Baseball-Coach Mansfield.

Gerry Palmer, 64, Hosenträger, Holzfällerhemd, weisser Abraham-Lincoln-Bart, hat 1970 mit Stephen King zusammen die Highschool abgeschlossen. «Wenn ich damals hätte voraussagen müssen, wer von uns es mal zu etwas bringt, dann wäre ich todsicher nie auf Stephen King gekommen», bekennt er frei heraus. King habe häufig auf den Spinden in den Schulhausgängen geschlafen, habe ausgesehen wie Charles Manson und sei mit seiner wöchentlichen Schülerzeitung-Kolumne «King's Garbage Truck» vor allem als satirischer Schreiber gegen den Vietnamkrieg in Erscheinung getreten.

konnte Stephen den Arsch eines Balls nicht mal mit einer Schaufel treffen und wurde immer als Letzter in eine Mannschaft gewählt, deshalb hat er der Stadt 1992 das Shawn-T.-Mansfield-Baseball-Stadion geschenkt, dessen Bau er komplett aus eigener Tasche bezahlt hatte – als Vergeltung, wie um zu sagen: «I did it anyway.» Shawn war der mit vierzehn Jahren verstorbene Sohn von Dave Mansfield, er litt an Zerebralparese. Dank Stephen ist er gewissermassen unsterblich geworden. Dave wird dir alles darüber erzählen», verabschiedet sich Palmer.

Im Stadion findet zufälligerweise gerade die Senior League World Series 2012 statt, und ich

senes raupenartiges Wesen, das offensichtlich tot ist. Ich kann es nicht lassen und manövriere es mit der linken Schuhspitze in die Öffnung hinein. Mal schauen, ob es wieder zum Leben erwacht...

Auf dem Rückweg zum Hotel überkommen mich Zweifel. Was genau habe ich da bloss unter die Erdoberfläche gebracht? Gibt es um diese Jahreszeit überhaupt noch Raupen?

Im schäbigen Bookmarcs Bookstore konsultiere ich Fachliteratur. Ich finde Darstellungen von allen möglichen hier vorkommenden Raupen und Schmetterlingen: Great Spangled Fritillary – Giant Swallowtail – Woolly Bear Cater-

pillar Moth – ja, Woolly Bear Caterpillar Moth noch am ehesten, aber auch nicht wirklich – Jesus, was habe ich bloss getan? In der Hotellobby sitzt Connie so da wie immer. Der Computerbildschirm ist schwarz, wie immer.

Im Nachbarzimmer schreit jemand die ganze Zeit: «Fuck!».

Am nächsten Tag bin ich *on the road* mit Stu Tinker (er kommt in Kings Kurzgeschichte «Dolan's Cadillac» vor). Der sechzigjährige Stu führt seit anderthalb Jahren in seinem Bus die sogenannten SK-Tours durch, bei denen er Interessierte zu den in Kings Romanen vorkommenden Schauplätzen von Bangor/Derry kutschiert. Er gilt als der weltweit grösste King-Experte und hat zwei Jahrzehnte lang Betts Bookstore geführt, in dem es ausschliesslich King-Bücher zu kaufen gab. Stu hat listige Knopfäuglein und weiss natürlich alles über Sammlerstücke und Preise («Das wertvollste King-Buch ist eine *first-state/first edition* von «Brennen muss Salem» für 25 000 Dollar», «Eine Lady im Süden von Maine ist im Besitz des Original-Manuskripts von «Brennen muss Salem», aber sie hat keine Ahnung, dass es 100 000 Dollar wert ist – und von mir wird sie es nicht erfahren»). Von King lässt sich allem Anschein nach prima leben.

Um Mitternacht vor Stephen Kings Haus

Stu beginnt die Tour beim tristen Abstellplatz, auf dem King und seine Frau in einem Wohnwagen lebten. King verdiente damals als Highschool-Englischlehrer 6200 Dollar im Jahr, und Tabitha arbeitete für sechs Dollar die Stunde bei Dunkin' Donuts. 1974 kam dann über Nacht der Erfolg mit Kings erstem Roman, «Carrie» – 400 000 Dollar kassierte King für die Taschenbuchrechte. Seither, so schätzt Stu, verdient King jedes Jahr 40 bis 45 Millionen Dollar (man rechne). Kings Selbstverständnis sei übrigens durchaus: «Alles, was ich anfasse, verwandelt sich in Gold.» Die bekannte Geschichte, dass King das Manuskript von «Carrie» in den Papierkorb geschmissen und Tabitha es in letzter Sekunde gerettet habe, stimmt offenbar wirklich (in der ursprünglichen Version wuchsen Carrie am Schluss übrigens Hörner, und aus ihren Augen schossen alles versengende Blitze). King war damals in krassem Masse alkoholabhängig – in einem Interview mit der BBC hat er sich einmal wie folgt über diese Zeit geäussert: «Hustensirup, Mundspülwasser, Aftershave... Wenn es Alkohol war und ich es meinem System zuführen konnte, habe ich es meinem System zugeführt.»

Die Tour geht weiter – und Stu beweist alle fünfzig Meter mit einer architektonischen Besonderheit, dass Derry und Bangor ein und dasselbe ist. Die gigantische Paul-Bunyan-Statue, der Wasserturm, das Vogelbad und selbst der Gully-Schacht des Grauens aus «Es»: alles da!

Schliesslich hält Stu vor Kings Haus. Die rotgestrichene viktorianische Villa mit zwei Türmchen aus dem Jahr 1865 steht in einem

ganz normalen Wohnviertel. Und ist – so Stu – um einiges geräumiger, als es die Vorderansicht vermuten lässt: «Unter anderem beherbergt sie im hinteren Teil einen Swimmingpool von olympischen Dimensionen.» Ein imposanter schmiedeeiserner Zaun steht darum herum, er ist mit Eisenfledermäusen und Eisen-Gargoyles verziert. Kings Hauptauto, ein weinroter Toyota Prius, steht neben dem Haus. Ein mexikanisch aussehender Mann schnippelt an einer Hecke im Garten herum. Ein riesiger, mit «Plycom» beschrifteter Lieferwagen verlässt gerade das Grundstück.

«Stephen hat wohl wieder mal etwas gekauft», mutmasst Stu.

«Wie sieht eigentlich sein Tagesablauf aus? Lläuft er in der Stadt frei herum?», frage ich meinen Führer, der mir Derry zeigt.

«Oh, absolut», bejaht Stu. «Morgens macht er gerne einen Spaziergang, geht ins YMCA oder trinkt in «Nicky's Diner» einen Kaffee – seit seinem schweren Unfall vor dreizehn Jahren zwar nicht mehr so häufig wie früher. Er ist immer ein ganz normaler Typ geblieben. Wirklich. Wenn die Leute an Steve irgendetwas überrascht, dann die Tatsache, dass er ein völlig normaler Kerl ist.»

Auf dem Weg zurück zum «Charles Inn» fällt mir zum ersten Mal das mit der Aufschrift «Maine Discovery Museum» versehene Gebäude an der 74 Main Street auf. Offenbar ist es vor allem für Primarschüler gedacht. Automatisch muss ich an Pennywise denken, den kindermordenden Clown aus «Es», eine der Manifestationen des absolut Bösen. Treibt er etwa wieder sein Unwesen in der Stadt? Im Buch wird er zwar besiegt, aber doch nicht so endgültig, wie es einen glauben gemacht wird – in verschiedenen späteren King-Romanen gibt es immer wieder Anhaltspunkte dafür, dass er eines Tages aus heiterem Himmel wieder zuschlagen könnte.

In meinem Zimmer gebe ich die Begriffe «Bangor» und «Clown» in Google ein – und muss feststellen: Hier wimmelt es nur so von Clowns! Mit ausgesucht fiesen Fratzen oben drein (jedermann kann sich selbst ein Bild davon machen: <http://anahshrineclowns.com/3.html>). Achtunddreissig Clowns mit Namen wie Gizmo, Piggy, Squiggles, Slugga oder Coota präsentieren sich auf der Site und empfehlen sich für Auftritte an Kindergeburtstagen und Ähnlichem. Clowns sind schlicht und einfach der grösste Horror auf der Welt.

(Über die ominöse Firma Plycom finde ich hingegen nichts Schlüssiges im Netz. Mit dem St. Petersburger Unternehmen dieses Namens, das mit russischem Birkenperrholz handelt, dürfte King wohl kaum etwas zu schaffen haben. Oder etwa doch?)

Um Mitternacht unternehme ich nochmals einen Ausflug zu Stephen Kings Haus. Ich kaufe den Leuten ihre fast schon gebetsmühlenartig vorgetragenen Beteuerungen, was für ein «regular guy» King doch sei, nämlich ganz

und gar nicht ab. Nach dem Erscheinen der Hardcover-Ausgabe von «Carrie» 1973 – sie war kein wahnsinniger Hit – hat er irgendetwas gemacht, das dann zu dem 400 000-Dollar-Taschenbuchausgabe-Vorschuss geführt hat, irgendetwas Ungutes. Etwas mit seiner Seele vermutlich. Es kann gar nicht anders sein.

(Was war in dem Lieferwagen?)

Ich laufe die Union Street (in Kings Romanen heisst sie Witcham Street) entlang. Passiere ein Mental Health Services Center, ein YWCA-Gebäude, die Grace United Methodist Church und das Bangor Masonic Center. Biege schliesslich links in den West Broadway ein.

Da stehe ich wieder, vor Kings Anwesen. Ich komme mir schon ein bisschen vor wie im Zoo,



Hochbetrieb auf dem Friedhof der Kuscheltiere:

als ich durch die Gitterstäbe des Zauns schaue. Womit könnte ich King anlocken? Soll ich eine Toblerone in den Garten werfen? Für meine Gesprächspartner habe ich extra ein paar aus der Schweiz mitgenommen...

Im Vorfeld zu dieser Reportage habe ich auf allen möglichen offiziellen Wegen versucht, einen Interviewtermin zu bekommen – nichts zu wollen. «Mr King schreibt an einem neuen Roman, es gilt eine absolute Sperre», hatte es in einer Absage geheissen. Keine sehr originelle Begründung – Mr King schreibt jeden Tag an irgendetwas. 2000 Wörter bringt er täglich zu Papier, wie er in «Das Leben und das Schrei-

ben» verrät. Ein übermenschliches Pensum, wenn man es sich so überlegt...

Im Innern des Hauses brennt kein Licht. Und der Toyota ist weg. King ist irgendwohin gefahren. An einen Ort, an dem er sich mit neuer Energie auflädt. Zu seiner Quelle. Zur Quelle des Bösen. Niemand kann so über das Böse schreiben wie Stephen King, wenn er ihm nicht selbst einmal gegenübergestanden ist. Und immer wieder aufs Neue gegenübersteht. Nacht für Nacht. Ich muss zugeben: Mich schaudert.

Dave Mansfield – der Mann, der Stephen King vom Alkohol losbrachte. Pünktlich zum Beginn der Austragung des zweiten Halbfinals der Senior League World Series 2012 treffe ich ihn im Stadion. Es spielt die Auswahl aus Michigan gegen

gemacht haben. Da habe Dave rotgesehen, und er habe King mit ungefähr den Worten zusammengestaucht: «Wage es nie wieder, in dieser Verfassung hier aufzutauchen! Die Kids verdienen etwas Besseres!» Daraufhin habe King tatsächlich therapeutische Hilfe in Anspruch genommen, und die beiden seien die besten Freunde geworden (Quelle: Gerry Palmer).

Gesucht: Hündchen für ein Musical

King hat sich dann auch zum Coach ausbilden lassen, und zusammen sind sie mit ihren Schützlingen an unzählige Spiele gefahren, in Käffer wie Houlton, Blue Hill oder Millinocket (King schreibt über seine Zeit als Coach im Essay «Head Down»).

trägt natürlich ein Hawaiihemd und ist superlocker drauf – wie alle diese daueraufgestellten Radio-Fritzen. Radio-Fritzen sind schlicht und einfach der grösste Horror auf der Welt (jajajaj, ich habe meine Meinung geändert! Clowns sind heilig dagegen). Bobby verrät mir als grosse Exklusivität, dass King bei ihrem letzten gemeinsamen Mittagessen am vorletzten Wochenende *chicken fingers* und «some kind of a grilled cheese type sandwich with some spinach» geordert habe. «For us – the people who live here – he's just Steve. He's just Steve.»

An meinem letzten Tag in Derry besuche ich noch ein Hunde-Casting, das im Penobscot Theatre stattfindet. Gesucht wird ein herziges und gutmütiges Hündchen, das im populären Musical «Annie» mitwirken soll. Das Ganze spielt offenbar in einem Waisenhaus, und dementsprechend stehen acht zarte Waisenmädchen auf der Bühne. Als erster Bewerber für die Rolle von Sandy (so der Name des Kläffers im Stück) wird Rouge auf die Bühne geführt, eine männliche Dogge von der Grösse eines Kalbes. Sie keucht schwer, ihre Zunge ist so lang wie ein menschlicher Arm. Die Besitzerin erklärt enthusiastisch, Rouge sei ganz vernarrt in Kinder. Doch das Vieh macht nicht im Geringsten, was von ihm verlangt wird – es nimmt den rosa Quietschknochen aus der Hand des Hundetrainers nicht, legt sich nicht auf Kommando hin, gibt das Pfötchen nicht..., nein, es starrt böse nur auf die Mädchen, denen es überhaupt nicht mehr wohl in ihrer Haut ist. Niemandem im Theatersaal ist es mehr wohl in seiner Haut, allen ist klar, dass Rouge ein Monster ist, und ich kann nur hoffen, dass das Unternehmen nicht in einer Blutorgie endet... Ich bringe mich jedenfalls rechtzeitig nach draussen in Sicherheit. Ein weiterer dieser Stephen-King-Momente (ich muss mal wieder «Cujo» von ihm lesen, die Geschichte vom tollwütigen Bernhardiner).

Danach mache ich mich auf den Weg zum Flughafen – meine Zeit in der Welt von Stephen King ist zu Ende (Connie konnte mein Flugticket an der Réception natürlich nicht ausdrucken, denn ihr Drucker war genauso tot wie ihr Computer. Und sie selbst ist es wahrscheinlich auch).

Ich mache noch einen Abstecher zu Gerry Palmers Haus, um zu kontrollieren, ob seine Haustür tatsächlich unverschlossen ist. Sie ist es – Gerry hat mir allerdings nichts von seinem militanten Wach-Hahn erzählt, der das Anwesen von seinem Käfig aus im Auge hat...

Ein letztes Mal fahre ich noch an Stephen Kings rotem Haus vorbei. Und mir ist, als bewege sich der weisse Vorhang des zweiten Fensters von links im ersten Stock ganz leicht – war er es?

Happy birthday, Steve, and so long!

Nächstes Mal kriege ich dich!

Und geh doch mal nachschauen, was aus meiner Raupe geworden ist – es könnte etwas Inspirierendes dabei herausgekommen sein. O



Collage mit Mount Hope Cemetery in Bangor.

jene aus Kalifornien (Senior League bedeutet im Übrigen: Die Spieler sind 15 bis 16 Jahre alt – viele hoffen auf eine Profi-Karriere). Was das Wichtigste beim Baseball sei, will ich von Mansfield wissen. «Nobody can hit for you and nobody can catch for you», brummt der Neunundsechzigjährige als Antwort. Hm – verstehe ich jetzt nicht. Genauso gut könnte man sagen: Niemand kann für dich duschen, oder: Niemand kann für dich Stephen-King-Reportagen schreiben.

Wie auch immer: Dave war der Little-League-Coach von Kings jüngstem Sohn, Owen. Eines Tages soll King betrunken zum Training erschienen sein und deplatzierte Kommentare

Wie King als Coach denn gewesen sei, will ich von Dave wissen. Seine trockene und vielsagende Antwort: «He was okay.»

Nachdem ich mich von Dave verabschiedet habe, unterhalte ich mich noch mit einigen Bewohnern von Derry, die King schon lange kennen und sogar in seinen Büchern eine Rolle spielen, darunter Bobby Russell (er kommt auf Seite 66 von «Es» vor). Bobby ist der Station Manager der Zone Corporation Company, die Stephen King gehört und drei verschiedene Radiostationen umfasst, darunter das auf Rockmusik spezialisierte WKIT-FM, bei dem Bobby auch die tägliche Morgenshow moderiert. Er



Das Leben in unbeschwerten Zeiten: Schnappschuss des Fotografie-Shootingstars Ryan McGinley in Dakota.



Sommer im Tank

Von Daniele Muscionico

Wer weiss, wo der Sommer ist, wenn bei uns der Herbst ins Land zieht, erhält zehn Punkte. Was er damit anfängt? Nun, er kauft sich eine Winterjacke, was sonst. Denn: Was ist los mit unserem Sommer?, denkt man sich angesichts dieses Bildes; was hat er bloss, der übellaunige Genosse, dass er sich so früh vom Acker macht?

Fragen wir Ryan McGinley, den Urheber dieses Bildes, er ist 1977 in New Jersey geboren und gilt in der Fotoszene als Shootingstar. Er war noch keine 26 Jahre alt, als ihm das New Yorker Whitney-Museum 2003 eine Einzelausstellung widmete. Nur vier Jahre später kürte ihn das International Center of Photography zum Young Photographer of the Year. Dabei fing McGinley seine Karriere damit an, einfach alles zu fotografieren, was ihm über den Weg lief. Oder, was ihm über den Weg fuhr wie diese junge Schöne, die sich den Sommer ins Flatterhaar gehängt hat und den Geschmack von Milkshake auf der Zunge nicht mehr loswird. In Dakota entstand dieser Schnappschuss, auf einem *road trip* mit Freunden.

Fragen wir McGinley, und er wird uns sagen, dass dieses Bild eine «Pseudo-Dokumentation» ist. Sie inszeniert das Leben, wie es in sorgenfreien, unbeschwerten Zeiten sein sollte. Und so klischeehaft manche Fotos aussehen mögen, die sein neustes Buch versammelt, so klar ist deren Botschaft. McGinleys Bilder illustrieren, «dass es trotz 11. September und Aids, trotz allem drohenden Unheil und den Katastrophen der Welt noch möglich ist, klassenlos, künstlerisch jung zu sein und dabei Spass zu haben». Ist das nicht schön?

Es ist schön, dass es junge Künstler gibt, die an das Gute, Schöne und Wahre glauben. An eine Welt ewiger Sonnenuntergänge, ewigen Fahrtwinds – mit dem Bewusstsein für die richtige Fahrtrichtung. Könnte solche Kunst aus Europa stammen? Sie könnte niemals. McGinleys Bild ist hyperamerikanisch und Symbol-leer. Seine Kunst ist so amerikanisch wie das Recht auf Lebensglück.

Und was haben wir damit zu schaffen? Nichts, vermutlich. Wenn doch, dann wird uns dieser Künstler auf die Frage bringen, wieso wir solche Bilder mit erhobenem Finger und ironischen Mundwinkeln kommentieren. Wen das Bild auf eine ganz andere Frage bringt, der hat Glück. Und wer noch mehr Glück hat, der lässt sich McGinleys Buch schenken und packt für schlechte Zeiten den Sommer in den Tank.

Ryan McGinley: Whistle for the Wind.
Schirmer/Mosel. 239 S., Fr. 66.60

Belletristik

- 1(1) **Martin Suter:** Die Zeit, die Zeit (*Diogenes*)
- 2(2) **Jussi Adler-Olsen:** Verachtung (*DTV*)
- 3(3) **Jonas Jonasson:** Der Hundertjährige ... (*Carl's Books*)
- 4(6) **Jan-Philipp Sendker:** Herzenstimmen (*Blessing*)
- 5(4) **Elizabeth George:** Glaube der Lüge (*Goldmann*)
- 6(5) **Joy Fielding:** Das Herz des Bösen (*Goldmann*)
- 7(9) **Jean-Luc Bannalec:** Bretonische Verhältnisse (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 8(8) **Henning Mankell:** Erinnerung an einen schmutzigen Engel (*Zsolnay*)
- 9(7) **John Grisham:** Verteidigung (*Heyne*)
- 10(-) **Alain C. Sulzer:** Aus den Fugen (*Galiani*)

Sachbücher

- 1(1) **Rolf Dobelli:** Die Kunst des klugen Handelns (*Hanser*)
- 2(3) **Rolf Dobelli:** Die Kunst des klaren Denkens (*Hanser*)
- 3(5) **André Häfliger, Georges Wüthrich:** Dölf Ogi – So wa(h)r es! (*Weltbild*)
- 4(4) **Philippe Pozzo di Borgo:** Ziemlich beste Freunde (*Hanser*)
- 5(2) **Gian D. Borasio:** Über das Sterben (*C.H. Beck*)
- 6(6) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung (*Bibliographisches Institut GmbH*)
- 7(-) **Manfred Spitzer:** Digitale Demenz (*Droemer/Knaur*)
- 8(-) **Gabriel Palacios:** Ich sehe dich (*Giger*)
- 9(7) **Rhonda Byrne:** The Magic (*Droemer/Knaur*)
- 10(9) **Jacky Gehring:** Body Reset – Das Erfolgsprogramm (*Weltbild*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

Apropos: Lebendige Traditionen

Das Bundesamt für Kultur hat eine «Liste der lebendigen Traditionen» der Schweiz veröffentlicht. Gemäss Impressum waren 65 Autoren und Experten an der Erfassung der 167 Traditionen beteiligt, hinzu kommen 58 kantonale Projektverantwortliche sowie eine zwölfköpfige Steuerungsgruppe. Das Resultat: eine Internetseite, auf der «lebendige Traditionen» wie «Jassen», «Appenzeller Witz und Satire», «Fondue» oder der «Töfftreff Hauenstein» mit Text und Bild dokumentiert sind. Weshalb die aufwendige Übung? Das Thema Traditionen gehört, in Anlehnung an eine Unesco-Konvention, zu den «Subventionsschwerpunkten» im Kulturfördergesetz des Bundes. Wer sich den nächsten Jass- oder Fondueabend subventionieren lassen möchte, hat also vielleicht Chancen. Anträge stellen kann man unter www.bak.admin.ch. (rb)

Der Kraft der Musik

Nicht der Regisseur, sondern der Komponist habe im Kino die Schlüsselrolle, sagt Robert Kraft, Oscar-Preisträger und Chef von Fox Music. Von Urs Gehriger und Peter Bohler (Bild)

Herr Kraft, nachdem Sie um sechs Uhr aufgestanden waren, fuhren Sie quer durch Los Angeles, ein Termin jagte den anderen. Jetzt ist es kurz vor zwölf, gleich müssen Sie wieder aufs Set nach Hollywood. Welche Filmmusik passt zu Ihrem Arbeitstag?

«Moulin Rouge»! Wie der Film, den ich vor acht Jahren mitproduziert habe, ist meine Arbeit dramatisch, oft komisch und unterschieden romantisch. Showbusiness ist ein permanenter Kampf um Agenden, Prioritäten und Geld. Filmemacher wollen mehr, als sie sich leisten können. Das Studio will so wenig wie möglich ausgeben. Verschiedenste Charaktere prallen aufeinander. Nach einer Weile gehen die guten Vorsätze verloren, die Kraft ist aufgezehrt, und wir haben ein Riesendrama.

Das klingt entschieden unromantisch. Wo bleibt in all der Hektik Zeit für die grossen Gefühle?

In einer Stunde nehmen wir ein Orchester auf, das die Musik für den Film «Life of Pi» einspielt. Also werde ich den Rest des Tages mit dem grossartigen Regisseur Ang Lee, [«Crouching Tiger, Hidden Dragon», «Hulk» und Oscar-Gewinner für «Brokeback Mountain», Anm. d. Red.] verbringen. Die Musik zum Film ist so wunderschön, dass einem das Herz schmilzt. Es tönt kitschig, ist aber wahr: In Hollywood zu arbeiten, ist wie eine wilde Romanze.

Seit fünfzehn Jahren sind Sie Chef von Fox Music. Sie hatten die Oberaufsicht über die Musik von mehr als dreihundert Kinofilmen. Was tun Sie genau?

Wenn Musik spielt in einem Film, ob auf der Leinwand oder im Hintergrund, oder wenn jemand in einer Szene auf einer Gitarre rockt, habe ich meine Finger im Spiel. Ich bin dafür verantwortlich, dass alle Musik im Film erstklassig produziert wird.

Da liegt offenbar grosse Verantwortung in Ihren Händen, aber ein Laie kann sich darunter schwer etwas vorstellen. Wie erklären Sie einem Schweizer Käser, der mit seiner Familie im Kino sitzt, Ihre Rolle beim Film?

Sagen wir, Sie sitzen im neusten «Ice Age»-Film, der diesen Sommer in den Kinos Premiere hatte. Sie sehen einen Trickfilm mit vielen verrückten Charakteren. In einer Szene kommen Piraten auf einem Schiff daher und singen ein komisches Lied, das «Sea Shanty», es handelt davon, wie mutig und gefährlich sie sind. Wie die meisten Film-

songs wurde das Lied von einem Komponisten speziell für «Ice Age» geschrieben. An dieser Stelle trete ich auf den Plan. Ich muss einen passenden Komponisten anheuern. Ich muss ausloten, wo man seine Musik aufnehmen kann und ob der Regisseur und das Studio seine Musik überhaupt mögen. Ist die Filmleitung einmal für einen Komponisten Feuer und Flamme, dreht sich alles ums Geld. Meine Schlüsselfrage lautet dann immer: «Leute, habt ihr die Kohle dafür?»

Bei Hollywood-Produktionen richtet man doch mit der grossen Kelle an. Müsst ihr Musiker derart auf dem Geldbeutel sitzen?

Für den Soundtrack dürfen wir nicht mehr ausgeben als für ein Butterbrot. Bloss ein bis zwei Prozent des Filmbudgets sind für die Musik reserviert. Um die Kasse zu schonen, nehmen wir oft Musiker, die soeben eine neue Platte aufgenommen haben und nach Publizität trachten, dafür aber kaum Gage verlangen. Oder wir nehmen junge Bands, die ein Riesentalent haben, aber den grossen Durchbruch noch nicht geschafft haben. Für den Abspann von «Ice Age 4» zum Beispiel haben wir The Wanted, eine britische Boygroup, ausgewählt, die einen Casting-Wettbewerb gewonnen hatte.

«Der Komponist erzählt den Film. Seine Musik ist wie der Wind. Sie dirigiert die Emotionen.»

Zurück zum Piratenlied in «Ice Age». Was tun Sie, nachdem der Komponist einmal bestimmt ist?

Die Orchestrierung des Films, das sogenannte Scoring, ist ein komplexer Prozess. Im Kino kommen oft die verrücktesten Klänge vor. In «Ice Age 4» zum Beispiel benutzt ein Pirat Knochen und Schädel als Perkussionsinstrument. Die Töne müssen genau passen, denn obwohl die Szene kurz, absurd und komisch ist, muss sie innerhalb des Films absolut authentisch klingen, sonst merkt das Publikum sofort, dass etwas nicht stimmt.

Die Szene erinnert an den Song «Under the Sea» aus «Little Mermaid», für den Sie den Oscar gewonnen haben. Da spielt eine Krabbe Schlagzeug auf Muschelschalen.

Die Szene haben wir mit Steeldrums aufgenommen, die etwas wässrig klingen, da die Szene auf dem Meeresgrund spielt. Ich liebe Instrumentalszenen. Sie sind eine

Hommage an die Anfänge der Filmgeschichte. Film und Musik waren ein Paar, lange bevor man die Schauspieler auf der Leinwand sprechen hörte. Pianisten oder ganze Orchester begleiteten den Stummfilm vom ersten Bild bis zum letzten. Die Musiker waren für die Emotionen verantwortlich. Sie lieferten in gewisser Weise den Dialog der Schauspieler.

In den Kinos dominiert heute das Wort. Die rasend wechselnden Untertitel erinnern einen permanent daran. Die Musik scheint auf die Rolle des Gefühlsverstärkers geschrumpft zu sein. Wann kam diese Wende?

Sie täuschen sich. Musik spielt praktisch ohne Pause, egal in welchem Film.

Ach wo! Nehmen wir zum Beispiel den Klassiker «Der Weisse Hai».

(Singt) «Baaara! Baaara-bara-bara-bara!»

Genau, dieses fürchterliche Geräusch zerreisst die Stille, wenn der Hai auftaucht und jagt einem einen ungeheuren Schrecken ein.

Und wie! Aber Sie vergessen, dass ein grosses Orchester den ganzen Film spielt. Es spielt auch in dieser Szene, als der Hai auftaucht, mit dem Unterschied, dass das Cello und die Bassinstrumente herausragen und diese unheimlichen Klänge produzieren, die einem in Schrecken versetzen. Es muss nicht zwingend ein Orchester sein: Musik jeder Art kann einen Film begleiten, das ist das Schöne an meinem Job, ich habe ein klangliches Universum zur Verfügung.

Trotzdem sind es oft simple Klänge, die in Erinnerung bleiben. Wie dieses gepfeifene Lied in «Die Brücke am Kwai», in das die britischen Strafgefangenen unter Anführung von Alec Guinness einstimmen, aus Protest gegen die japanischen Wächter.

Es kann sogar ein einziges Instrument sein, wie die Zither in «Der dritte Mann» von Orson Welles, gespielt von Anton Karas. Komponisten wählen immer bestimmte Instrumente, um etwas Besonderes zu charakterisieren. Nichts ist unmöglich, das verrückteste Instrument kann einen prominenten Auftritt, vielleicht gar die Schlüsselszene prägen.

Bei gewissen Filmen erinnert man sich bloss an ein paar Töne. Bei Ennio Morricone «Für eine Handvoll Dollar» bleiben einem nur Clint Eastwoods stechende Augen und das schrille Pfeifen.

Was Sie meinen, ist die Melodie. Sie ist das, wonach wir uns alle sehnen. Wenn wir von einem Beatles-Song sprechen, dann imitieren wir nicht das Schlagzeug oder den Bass, sondern wir singen «I wanna hold your haaaaand» – die Melodie. Aber ich garantiere Ihnen, hinter jeder Filmmelodie spielt eine ganze Reihe von anderen Musi-



«Die Melodie ist das, wonach wir uns alle sehnen»: Filmmusikkomponist Kraft.

kern. Auf das Pfeifen in «Für eine Handvoll Dollar» folgt die Trompete. Nach der Mundharmonika in «Spiel mir das Lied vom Tod» folgt der Choral und das Orchester.

Warum vergisst man den Rest der Musik?

Weil der Komponist sie subtil geschrieben hat. Gute Filmmusik ist wie der Wind. Du siehst sie nicht, du hörst sie kaum, aber du fühlst sie. Machen Sie einen Test: Schauen Sie einen Film, und stellen Sie auf einmal die Musik ab, dann sagen Sie mir, was passiert!

Die ganze Dramatik geht verloren.

Genau. Denn die Musik erzählt den Film. Die grossen Komponisten sind brillante Er-

zähler. Obwohl ihre Musik über weite Strecken kaum wahrgenommen wird, prägt sie Stimmung, schürt Emotionen.

Akzeptieren die Regisseure die Komponisten als Erzähler?

Oh, dafür werden sie angestellt.

Geben Sie uns ein Paradebeispiel, wo die Komponisten das Publikum durch den Film führen.

Wenn Indiana Jones in einer packenden Verfolgungsjagd mit der Goldstatue zu entkommen versucht und man plötzlich die folgende Melodie hört: «Baparapaaa – Baaaparaa», dann weiss man, dass er es schaffen

wird. Wenn Darth Vader auftritt und dazu das «Baa-Baa-Baa-Baparaa-Baparaa» ertönt, weiss man: «Mein Gott, er ist ein Bösewicht!»

Wenn es der Komponist ist, der durch die Geschichte führt, wird also zuerst die Musik geschrieben und das Drehbuch richtet sich nach ihr?

Das ist die Ausnahme. Normalerweise beginnt der Komponist seinen kreativen Prozess gegen Ende der Filmaufnahmen, etwa zur selben Zeit, wie der Film editiert wird. Der Komponist ist wie ein Schneider, der seine Musik dem Film anpasst. Wie ein Massanzug den Träger besser aussehen lässt, veredelt die Musik den Film, indem sie nicht bloss Emotionen akzentuiert, sondern sie sogar kreierte. Hier liegt die grosse Kunst eines Komponisten: innerhalb enger Schranken eine Musik zu entwerfen, die das Drehbuch in die Finger nimmt und den Zuschauer emotional durch den Film führt. Bisweilen ist seine Aufgabe aber auch eine undankbare. Wenn eine Komödie keinen Witz hat und der Regisseur den Auftrag gibt: «Mach ihn lustig!» Einen misslungenen Film retten zu müssen, ist der härteste Job für einen Komponisten.

Gibt es auch Filme, wo der Regisseur von der Musik derart eingenommen ist, dass er sein Drehbuch der Musik anpasst?

Es kommt vor, dass eine Szene etwas gestreckt wird, damit die Musik unverändert dazu passt. In ganz seltenen Fällen haben Regisseure sogar den Film so editiert, dass er zum Fluss der Musik passt. Regisseur Godfrey Reggio drehte seine Filme «Koyaanisqatsi» und «Powaqqatsi» entlang der Musik von Philip Glass. Ähnlich war das Verhältnis zwischen Sergio Leone und dem Komponisten Ennio Morricone. Auch Steven Spielberg gab beim Finale von «E.T.» seinem langjährigen Partner John Williams komplette Freiheit und liess ihn den Schluss ohne Filmvorlage komponieren. Und es hat funktioniert. Kein Auge blieb trocken, als E.T. zu bewegenden Klängen in seine Heimat zurückkehrte.

Was würden Sie als die höchste Form der Kunst eines Filmmusikkomponisten bezeichnen?

Die Zuschauer emotional zu entführen und sie in einen Zustand zu versetzen, in dem ihnen die Kontrolle über die eigenen Gefühle entgleitet. Max Steiner zum Beispiel, der die Musik zu «Vom Winde verweht» geschrieben hat, war ein Gigant seiner Zeit. Nicht bloss, weil seine Musik noch heute, über achtzig Jahre nach Erscheinen des Films, zu Tränen rührt, sondern, weil er Melodien geschrieben hat, die sich nach einmaligem Hören ins Gedächtnis einbrennen.

Wer ist der Max Steiner von heute?

John Williams, keine Diskussion.

Und welche Filmmusik würden Sie als sein grösstes Werk bezeichnen?

Ist «Krieg der Sterne» brillanter als «Schindlers Liste»? Ist «Der Weisse Hai» packender als «Indiana Jones» oder «Jurassic Park»? Unmöglich, einen Favoriten zu nennen.

Nietzsche sagte: «Wir hören Musik mit unseren Muskeln.» Man sehe Leuten physisch an, wenn sie unter Einfluss von Musik stehen. Haben Sie je herausgefunden, worin die Kraft der Musik liegt?

Musik trifft einen Flecken in der Seele und übt dadurch mehr Macht auf uns aus als irgendetwas in unserer Umwelt. Es gibt diesen Dokumentarfilm über «Henry», einen alten schwarzen Mann, der an Demenz erkrankt ist. Er kann mit Worten nicht mehr erreicht werden. Dann spielen ihm Pflegerinnen Lieblingsmusik – Cab Calloway, zu dessen Klängen er in seiner Jugend getanzt hatte –, und er beginnt, mit seinen Beinen zu trippeln, er summt und plötzlich spricht er wieder, erzählt Bruchstücke aus seinem Leben. Offenbar schafft es die Musik, die Nebelwand des Vergessens zu durchbrechen. Auch bei gesunden Menschen kann Musik mit wenigen Takten längst vergangene Momente aufleben lassen.

Erinnern Sie sich an Ihren ersten Kontakt mit Musik?

Meine Eltern erzählten mir, dass ich im Alter von zwei Jahren auf den Klavierstuhl in unserem Haus geklettert sei. Mein älterer Bruder hatte gerade seinen Klavierunterricht beendet, und ich spielte, was er soeben geübt hatte. Ich glaubte lange, dies sei normal.

«Einen misslungenen Film retten zu müssen, ist der härteste Job für einen Komponisten.»

Aber mit der Zeit realisierte ich, dass ich offenbar ein besonderes Geschenk mit auf den Weg bekommen hatte.

Sie hören Musik und können sie einfach so spielen?

Ja, ich habe «gute Ohren», wie man sagt.

Wann wurde Ihnen klar, dass Ihr musikalisches Talent den Weg in eine grosse Zukunft legen würde?

Als ich merkte, dass die Mädchenherzen dahinschmolzen, wenn ich Klavier spielte.

Was haben Sie gespielt?

Was immer sie hören wollten. Ich konnte keine Noten lesen, geschweige denn Musik studieren. Ich hörte einfach Radio und spielte, was immer da gesendet wurde. So wurde ich zur Attraktion jeder Party.

Und was machten Sie, wenn kein Klavier zur Hand war?

Dann spielte ich Gitarre oder Trompete.



Absurd und komisch: «Ice Age 4» (2012).



Eingebrannt: «Vom Winde verweht» (1939).

Haben Sie je Unterricht besucht?

Nein, ich nahm sie einfach in die Hand und begann zu experimentieren. Ich kann musizieren, aber ich würde mich nie als echten Musiker bezeichnen.

Haben Sie Ihr Talent geerbt?

Nein, mein Vater war ein Bauarbeiter, meine Mutter eine Tennislehrerin, aber meine älteren Brüder hörten viel Musik, die Beatles, die Rolling Stones, Jazz und viele Broadway-Musicals.

Auf dem Broadway sind Musicals immer noch ein Kassenschlager, auch in der Schweiz sind lokale Produktionen enorm populär. Auf der Leinwand dagegen hatten sie in den 50er Jahren ihren Zenit erreicht, und nach «Grease» gab es eigentlich keinen Musical-Kassenschlager mehr. Warum?

Wenn eine Hausangestellte 1964 plötzlich zu singen begann, wie in «Mary Poppins», schien dies damals Sinn zu machen. Das funktioniert aber 2012 nicht mehr. Über die Gründe dafür zerbrechen sich viele Leute in der Musikindustrie den Kopf. MTV und Musikvideos werden immer wieder als Gründe genannt. Eine stringente Antwort scheint es nicht zu geben. Vielleicht liegt es daran, dass wir in einer Ära der Reality-Shows leben, in der Wirklichkeit als Schauspiel gepriesen wird.

Vor 75 Jahren kam der erste kommerziell produzierte Filmsoundtrack auf den Markt: Walt Disneys «Snow White and the Seven Dwarfs». Lange waren Filmsoundtracks Kassenschlager. Auch diese Zeit scheint seit Jahrzehnten vorbei. An was liegt das?

Sie haben etwas vergessen: die Titanic-Ära. Noch in den 90er Jahren boomte das Ge-



Wässrige Klänge: «Die Meerjungfrau» (1989).



Ungeheurer Schrecken: «Der Weisse Hai» (1974).

schäft. Der «Titanic»-Soundtrack wurde 28 Millionen Mal verkauft. Soundtracks waren extrem populär, sie machten einen der grössten Teile des Plattengeschäfts aus. Wir produzierten Soundtracks für praktisch jeden Film. Dann kam die Wende. Ich erinnere mich, wie die Chefs der Plattenlabels sagten: «Ich hasse Soundtracks.» Das Geschäft brach zusammen.

Trotzdem gibt es viele Filme wie «Juno», «Garden State» oder «Slumdog Millionaire», deren Soundtrack beim Publikum sehr gut ankommt.

Es ist interessant. Du sitzt im Kino und denkst: «Das sind coole Songs, die kenn ich nicht, ich hol mir die CD und finde heraus, wer da spielt.» Das Problem ist, die Leute gehen nicht mehr ins Musikgeschäft, sondern zu Hause ins Internet und stehlen den Soundtrack. Sobald sie in ihr Auto einsteigen, haben sie ihn schon wieder vergessen. Durch moderne Technik ist alles überall greifbar geworden. In diesem Überangebot sinkt der Wert der Musik. Zumindest in der Filmindustrie hat iTunes das Musikgeschäft zerstört.

Wie haben Fortschritte in der Aufnahmetechnologie die Filmmusik beeinflusst?

Seit der Erfindung der Digitaltechnologie und dem Audio-Sampling können viele Billigfilme digitalisierte Musik verwenden, welche den Klang von Live-Instrumenten imitieren. Ganze Musikpartituren werden vom Komponisten auf dem Computer ohne Orchester gespielt. Selbst wo grosse Orchester noch zum Einsatz kommen, hat sich die Arbeit komplett verändert. Dank Hilfsmitteln wie Pro Tools bootet der Regisseur den Komponisten

aus. Wie in einem Word-Dokument bietet Pro Tools Funktionen wie «ausschneiden» und «einfügen». Mag der Regisseur nicht, was ein Komponist geschrieben hat, sagt er: «Danke, dass du uns das Material geliefert hat, wir zerstückeln es nun und fügen es da wieder ein.»

Gleich werden Sie aufseufzen und von den «guten alten Zeiten» schwärmen.

Es gibt genug Leute, die nichts anderes sagen als: «Früher war es besser.» Es ist einfach, das zu sagen. Ich bin nicht klug genug, um darüber zu urteilen. Es ist nun einmal so. Wenn diese Ära fertig ist, kommt die nächste. Und wieder werden Leute sagen: «Damals, als wir mit Pro Tools gearbeitet haben, war alles besser.»

Hat eigentlich die globale Wirtschaftskrise in Hollywood bereits grosse Spuren hinterlassen?

Die Folgen werden schon bald zu sehen sein. Die Wirtschaftsdepression wird die Filmmacher dazu drängen, einfallslöse und mittelmässige Filme zu produzieren, die nichts mehr sind als eine grosse Show.

Bevor es so weit ist, spielen Sie selbst auf zur grossen Gala. Diesen Freitag kommen Sie nach Zürich und legen am International Radio Festival auf. Was wird man hören?

In Zürich kehre ich zurück zu meinen Wurzeln. Als Jugendlicher war ich Radio-DJ. Nach langer Pause gehe ich in den USA wieder auf Sendung. «Screen Tracks» heisst die Show. Das Debüt wird von Zürich aus rund um die Welt ausgestrahlt. Es wird ein Tanz durch die Musikgeschichte des Films. Für die Show arbeite ich mit Hans Zimmer zu-

«Die Leute gehen nicht mehr ins Geschäft, sondern ins Internet und stehlen den Soundtrack.»

sammen, dem deutschen Starkomponisten und neunfachen Oscar-Preisträger, der auch die Musik zum neuen Batman-Film geschrieben hat. Zum ersten Mal seit dem Massaker bei der Film Premiere in Colorado äussert er sich zu dem Drama.

Robert Kraft ist seit 1998 Chef von Fox Music. Er beaufsichtigt alle Musikgeschäfte für Fox Filmed Entertainment, einschliesslich 20th Century Fox Film Corporation und Fox Animation. Kraft begann seine Karriere in New York als Singer/Songwriter einer Jazzband. 1983 zog er nach Los Angeles, wo er Filmmusik schrieb, unter anderem für das Musical «Fame». Kraft gewann mehrere Grammys, Oscars und Golden Globes und produzierte Soundtracks zu Kassenschlagern wie «Avatar», «Titanic», «Moulin Rouge», «Walk The Line» und «Rio». Im Rahmen des International Radio Festival ist Kraft am Samstag, 15. September, Gast auf Schloss Sihlberg, wo er seine Radio-Show «Screen Tracks» präsentiert. www.internationalradiofestival.com

Jazz

Kunst des Intimen

Von Peter Rüedi

Das Label ACT von Siggie Loch, dessen zwanzigjähriges Bestehen allein die Unkenrufe vom Ende des Jazz widerlegt, hat viele Facetten. Insgesamt summieren sie sich zu Lochs Credo, dass nicht der Jazz tot ist, wohl aber die unterschiedlichen Purismen, die sich dieser vermischtesten aller Musikformen paradoxerweise bemächtigt.

Auf ACT sind Grenzüberschreitungen geradezu Programm: zwischen Jazz und Rock, Jazz und Pop, Jazz und Klassik. Und der Produzent pflegt persönliche Vorlieben. Er zimmert immer wieder Podien für jungen deutschen Jazz, und er orientiert sich stark an der skandinavischen Szene. Eine Unterkategorie sind dabei skandinavische Sängerinnen.

Eine von ihnen, die Schwedin Jessica Pilnäs, 33, legt nun, nach einem schönen Debüt mit dem Titel «Bitter and Sweet», eine Hommage an eine Wahlverwandte vor, eine fast vergessene Grösse des weissen Jazzgesangs. Genauer: an eine Sängerin, die ihrerseits (wie viele weisse «Song-Stilistinnen») zwischen Jazz und Pop balancierte und kein Problem hatte, wenn ihre intimen Delikatessen auch ein ganz grosses Publikum berührten. Peggy Lee, 2002 verstorben, Tochter schwedischer Auswanderer, war die einzige Vokalistin, die in den vierziger, fünfziger und sechziger Jahren Hits in den US-Top-Ten platzieren konnte.

Mit denen, versteht sich, ist heute kein Vermögen mehr zu machen. Pilnäs richtet sich mit gut zwei Handvoll Standards an die Connaisseurs einer alten Kunst, allerdings ohne uns ins Museum zu versetzen. Sie ist eine Meisterin der Intimität, verwischt die Konturen auch schon mal mit dem melancholischen Weichzeichner (auch unter Einsatz eines Streichquartetts), verhindert aber sonst mit viel Frische allen Voyeurismus, der sich bei dieser Kunst der vokalen Grossaufnahme namentlich bei den langsamen Titeln («What's New» u. a.) leicht einstellt. Ihre Band agiert sparsam, subtil, durchsichtig: Mattias Ståhl am Vibrafon, Karl Olandersson an der Trompete, Fredrik Jonsson am Bass.



Jessica Pilnäs: Norma Deloris Egstrom. A Tribute to Peggy Lee. ACT 9724-2

Zerfall der Millionen

Kunstsammler und Museen stehen vor einem Problem: Ihre wertvolle Videokunst gibt nach und nach den Geist auf. Verzweifelt versuchen Spezialisten, das Material zu retten.
Von Monika Titze und Fabian Unternährer (Bild)

Gegenwartskunst erreicht ihr Verfallsdatum manchmal überraschend schnell. Ein prominentes Beispiel ist der Haifisch des britischen Starkünstlers Damien Hirst, der vor einiger Zeit Schlagzeilen machte: Nach nur sechzehn Jahren begann der in einem Glascontainer konservierte Tigerhai zu verwesen. Besonders dramatisch: «The Physical Impossibility of Death in the Mind of Someone Living» – so der Titel des Werkes – hatte erst kurz zuvor für rund neun Millionen Euro den Besitzer gewechselt. Nun drohte der Totalverlust. Künstler und Sammler einigten sich schliesslich darauf, den vergammelten Fisch durch einen neuen zu ersetzen.

So einfach lassen sich die Probleme bei der Videokunst nicht lösen. Als Vater der jungen Kunstrichtung gilt Nam June Paik (1932–2006). Der Koreaner ist weltweit bekannt, seine Arbeiten erzielten Auktionspreise bis 650 000 Dollar. Seit den siebziger Jahren gehören auch Schweizer Künstler wie Pipilotti Rist, Vito Acconci oder das Künstlerduo Fischli/Weiss weltweit zu den Vorreitern der Videokunst. Die Videos werden auf Monitoren gezeigt, die wiederum Bestandteile einer Installation oder Skulptur sein können.

Werke funktionieren nicht mehr

Heute lagern viele dieser Kunstwerke der siebziger und achtziger Jahre nur noch in den Depots der Museen – blind und stumm stauben die ehemals flimmernden Monitore vor sich hin. Eigentlich wären die einst teuer angeschafften Werke noch immer gefragt, doch häufig funktionieren sie nicht mehr. Schuld an der kaputten Kunst ist das kurzlebige Material. Jeder kennt das aus eigener Erfahrung: Videobänder, Laserdiscs, Abspielgeräte und Monitore geben irgendwann den Geist auf. Weil Unterhaltungselektronik schnell veraltet, gibt es keine Ersatzteile mehr. Und dann funktionieren Videokunstwerke nicht mehr und werden aus dem Ausstellungsbetrieb verbannt.

«Über das Mittelalter wird man später mehr wissen als über die letzten Jahre. Man denke nur an die auf CD-ROM gespeicherten Hochzeitsfotos: Wenn man sie nach zwanzig Jahren den Kindern zeigen will, ist nichts mehr da», warnt der Stuttgarter Restaurator Niclas Hein, der sich auf Medienkunst spezialisiert hat. «Die Museen haben das Problem, wenn überhaupt, zu spät erkannt. Man

weiss zwar theoretisch, dass es so etwas wie Datenschwund und Hardware-Zerfall gibt. Aber Videobänder liegen teilweise seit Jahrzehnten in der Schublade, und niemand fragt, ob und wie man sie noch abspielen kann.»

Sammler wappnen sich

Betroffen sind nicht nur Museen. Das Berner Sammlerehepaar Carola Ertle Ketterer und Günther Ketterer hat seit 1996 eine umfangreiche Sammlung von Videokunst zusammengetragen. Die beiden sind sich des Problems bewusst. «Wir leben mit unserer Kunst, die einzelnen Arbeiten werden immer wieder privat oder öffentlich gezeigt. Da merkt man dann schnell, wenn technische Probleme auftreten, und kann sich von Fachleuten beraten lassen», sagt Carola Ertle Ketterer. Als einige VHS-Bänder anfangen zu flimmern und zu stottern, wurden sämtliche Videos auf andere Trägermedien überspielt. Seit eine Original-DVD kaputtging, erhalten die Sammler vom Künstler neben dem Original jeweils zwei Gebrauchskopien zum Abspielen, die wiederum auf mehreren Festplatten gesichert werden. Und seit ein erster Röhrenmonitor versagte, sucht man im Internet nach bauglei-

«Über das Mittelalter wird man später mehr wissen als über die letzten Jahre.»

chen Ersatzmonitoren, um für weitere Schäden gerüstet zu sein.

Das Kunsthhaus Zürich besitzt neben dem Centre pour l'image contemporaine in Genf eine der grössten Sammlungen von Videokunst in der Schweiz. Hier setzt man auf die Zusammenarbeit mit externen Fachleuten: «Wir sind in der im Nachhinein glücklichen Lage, dass wir lange wenig gemacht haben und somit auch nicht viel falsch machten», erklärt Hanspeter Marty, Leiter der Restaurierung. «Denn die erste Generation der Experten, die eher von der technischen Seite her kam, hat einige Fehler gemacht. Da ging es vorrangig darum, die Arbeiten funktionsfähig zu halten und sie nicht im Sinne eines Kunstwerkes restauratorisch zu erhalten. Inzwischen gibt es gutausgebildete Leute, so dass man heute klarer sieht, was man nicht machen darf und was man machen muss.»



«Wenig gemacht»: Videokunst von Nam June

Spezielle Studiengänge zum Restaurator für Medienkunst werden mittlerweile in Bern und Stuttgart angeboten. Die mit dem Thema beschäftigten Dozenten und Studenten suchen nach verbindlichen Strategien, wie man videobasierte Kunstwerke auf Dauer erhalten kann. Einig ist man sich darüber, dass analoge Videobänder digitalisiert werden müssen, auch wenn dabei oft ein beträchtlicher Anteil der Informationen verlorengeht. Beim Umgang mit den sichtbaren Komponenten zeichnen sich momentan zwei Wege ab: Man versucht, Videoskulpturen und Installationen durch restauratorische Massnahmen möglichst originalgetreu zu erhalten. Oder man rekonstruiert die Arbeiten mit aktuellen Materialien.

Gfellers Ersatzteillager

Einer der gefragtesten Spezialisten für Videokunst in der Schweiz ist Johannes Gfeller, bis 2011 Professor an der Hochschule der Künste in Bern, jetzt an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste in Stuttgart. In Bern hat der Kunsthistoriker seit 2002 das Forschungsprojekt «Aktive Archive» geleitet, das sich mit der Erhaltung und Dokumentation elektronischer Kunst befasst. Er vertritt die Position, Werke der Videokunst durch Restaurie-



Paik, Kunsthistoriker Gfeller.

rungsmassnahmen funktional und materiell so lange zu erhalten, wie es technisch möglich und finanzierbar ist. Denn – so Gfeller – «die Geräteästhetik ist ein wesentlich authentisches Merkmal des Kunstwerks». Anders ausgedrückt: Die Idee des Werkes funktioniert oft nur mit den ursprünglichen Geräten. So macht es zum Beispiel einen grossen Unterschied, ob ein Video auf einem Röhrenmonitor mit gewölbter Glasscheibe im Format 3:4 gezeigt wird oder auf einem Flachbildschirm im Kinoformat 16:9. Auch Videoskulpturen

mit fest verbauten Röhrenmonitoren wirken ganz anders, wenn man stattdessen Flachbildschirme einsetzt. Gfeller hat deshalb im Rahmen des Projektes «Aktive Archive» bei Online-Auktionen alte Monitore, Videorecorder und sonstige Ersatzteile ersteigert – sein riesiges Lager ist in der Fachwelt mittlerweile Legende.

Erst mal Zeit gewinnen

Auch Niclas Hein sieht seinen Auftrag als Restaurator darin, die Arbeiten so original-

getreu wie möglich zu erhalten. Denn Versuche, Kunstwerke durch radikale Eingriffe für die Ewigkeit fit zu machen, sind schon oft gescheitert. So haben Restauratoren vor einiger Zeit die Farbschicht von hölzernen Altartafeln abgelöst und auf Leinwand übertragen – was sich nachträglich als grober Fehler erwiesen hat, da der ursprüngliche Charakter der Werke für immer verloren ist. Hein will an den Werken deshalb möglichst wenig verändern: «Wer weiss, was die Zukunft an technischen Möglichkeiten bringt. Wenn wir die Arbeiten erst mal erhalten, können wir vielleicht in absehbarer Zeit einfach hauchdünne OLED-Monitore auf die obsoleten Röhren kleben und so die ursprüngliche Ästhetik weitestgehend bewahren.»

Professor Hans Dieter Huber von der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste in Stuttgart sieht langfristig die Rekonstruktion als sinnvollen Weg an. Er weist darauf hin, dass selbst massenhaft eingelagerte Ersatzteile innerhalb der nächsten zwanzig bis fünfzig Jahre ein Opfer des physischen Verfalls werden könnten. Ähnliches gilt für die Daten, die bei ständigem Umkopieren früher oder später Ausfallerscheinungen zeigen.

Die Restauration mag also die Lebenszeit eines Werkes um einige Jahre, vielleicht auch einige Jahrzehnte verlängern, mehr aber nicht. Was ist die Lösung? Die Wissenschaftler diskutieren eine Strategie, die es möglich machen soll, Werke ähnlich wie klassische Musik mit zeitgenössischen Mitteln jeweils ganz neu herzustellen. Dafür ist eine «Partitur», eine Handlungsanweisung, notwendig, die vergleichbar mit den Noten in der Musik festlegt, was der Künstler ausdrücken will. Ein solches Kunstwerk wäre dann im engeren Sinne ebenso wenig authentisch wie ein Konzert von Johann Sebastian Bach, das heute von einem Orchester aufgeführt wird: Die Instrumente stammen nicht aus der Entstehungszeit, ebenso wenig der Konzertsaal, die Musiker oder das Empfinden des Publikums. Und trotzdem kommt die Botschaft des Werkes heute noch an. ○

FÜR JEDEN GESCHMACK DER RICHTIGE WEIN, DIREKT NACH HAUSE!

DIE NEUEN JAHRGÄNGE!

ARVI SA · Via Pedemonte 1
CH-6818 Melano
T +41 (0)91 649 32 88
F +41 (0)91 648 33 75
info@arvi.ch · www.arvi.ch

SOLAIA – AN TINORI 2009
CHF **210.60**
Ab 36 Flaschen:
CHF 203.05

ALMAVIVA – CONCHA Y TORO & BARON PHILIPPE DE ROTHSCHILD 2010
CHF **95.05**
Ab 36 Flaschen:
CHF 90.70

OPUS ONE – MONDAVI ROBERT / ROTHSCHILD 2009
CHF **232.20**
Ab 36 Flaschen:
CHF 226.80

MASSO – TENUTA DELL'ORNELLAIA 2009
Auf Anfrage

Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten. Transport nicht im Preis enthalten.

Top 10

Knorr's Liste

1	The Dark Knight Rises Regie: Christopher Nolan	★★★★★
2	Hope Springs Regie: David Frankel	★★★★☆
3	Magic Mike Regie: Steven Soderbergh	★★★★☆
4	Prometheus Regie: Ridley Scott	★★★★☆
5	Brave Regie: Mark Andrews	★★★★☆
6	Ted Regie: Seth MacFarlane	★★★★☆
7	Paranorman Regie: Chris Butler/Sam Fell	★★★☆☆
8	The Expendables 2 Regie: Simon West	★★★☆☆
9	Total Recall Regie: Len Wiseman	★★★☆☆
10	The Cabin in the Woods Regie: Drew Goddard	★★★☆☆

Kinozuschauer

1 (2)	Step Up: Miami Heat Regie: Scott Speer	17 579
2 (1)	The Expendables 2 Regie: Simon West	15 679
3 (3)	Magic Mike Regie: Steven Soderbergh	10 250
4 (-)	Hope Springs Regie: David Frankel	9806
5 (4)	Ted Regie: Seth MacFarlane	6916
6 (-)	The Cabin in the Woods Regie: Drew Goddard	3130
7 (7)	Starbuck Regie: Ken Scott	3014
8 (9)	The Dark Knight Rises Regie: Christopher Nolan	2128
9 (10)	To Rome with Love Regie: Woody Allen	1994
10 (8)	Total Recall Regie: Len Wiseman	1976

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	Intouchables (TBA)
2 (-)	The Avengers (Disney)
3 (2)	Hunger Games (Impuls)
4 (-)	American Pie 4 (Universal)
5 (3)	Battleship (Universal)
6 (6)	The Lucky One (Warner)
7 (4)	Hugo (Ascot Elite)
8 (5)	Türkisch für Anfänger (Rainbow)
9 (7)	Der Verdingbub (Ascot Elite)
10 (8)	War Horse (Disney)

Quelle: Media Control



Flächendeckende Überwachung: der neue Bourne, Aaron Cross (Jeremy Renner).

Kino

Raum aufgebraucht

Mit «The Bourne Legacy» geht der «Bourne»-Zirkus in die nächste Runde – obwohl Bourne gar nicht vorkommt: Auftakt zu neuen Folgen? *Von Wolfram Knorr*

Ihre besten Zeiten hat die Geschwindigkeit hinter sich. Rührend, als der Futurist Filippo Tommaso Marinetti noch das Rasen als künstlerisches Manifest feiern und auf der Leinwand ein herannahender Dampfzug die Zuschauer erschrecken konnte. Inzwischen haben die Visionen der Vergangenheit das Tempo ad absurdum geführt: Schneller geht's nicht mehr; der Raum, den die Beschleunigung braucht, ist aufgebraucht, nichts mehr wert.

Nirgendwo sieht man das so deutlich wie im Kino – und ganz besonders in Tony Gilroy's «The Bourne Legacy», der jüngsten Variante der Jason-Bourne-Hetzereien. Bevor man sich entschloss, die Trilogie fortzuführen, gab's heftigen Zoff mit Stammhalter Matt Damon alias Bourne, der den Zirkus – für den Gilroy die Drehbücher schrieb – endgültig ausgereizt sah; dann entschloss sich das Universal-Studio, die Serie trotzdem weiterzuführen – ohne Damon, ohne Bourne, dafür mit Jeremy Renner («The Hurt Locker») als Aaron Cross, oder besser, Nummer 5, auch ein Hokuspokus-Anabolika-manipulierter CIA-Killer wie Bourne; und dann übernahm Gilroy die Regie – und blieb, um die Fans zu halten, bei Bourne im Titel.

Nicht blöd, denn das «Vermächtnis» ist eine Art Kehrseite von «The Bourne Ultima-

tum», dem dritten und schnellsten. Bourne, heisst es mal, sei in New York aufgetaucht; nur so, als Alibi. Eric Byer (Edward Norton), Leiter des ominösen Treadstone-Programms, erkennt, dass seine manipulierten Superkiller aus dem Ruder laufen, und beschliesst, sie zu liquidieren, auch Cross, die Nummer 5, der gerade in Alaska ein Outcome-Programm absolviert.

Tony Gilroy («Michael Clayton») wagt nun eine Entschleunigung, aber weil's halt ohne Hatz nicht geht, wirkt die Dramaturgie wie aus den fünfziger Jahren: Neben gut dosierten Dialogpassagen, die das Raubein Renner mit Gemüt salben, hinterlässt im Kontrast dazu die Action den Eindruck, der Globus sei zum «Big Brother»-Container geschrumpelt. Die CIA-Granden drücken als Giga-Hightech-Mabuses nur noch Knöpfe, um Drohnen nach Alaska zu jagen, Polizei aus allen Weltecken aufzuscheuchen, Killer wie Schaben aus Löchern krabbeln zu lassen, um die in ihren Laboren präparierten Agenten wie Frösche beim Galvanisieren zum Zappeln zu bringen. Dabei bleibt die flächendeckende Überwachung von allem und jedem aufgeregt steril, fast starr. Das chaotische Manila muss als barocker Kontrast her, um Lebendigkeit, Leichtigkeit und Schnelligkeit wieder zurückzuholen. Eine ähnliche Funktion hat der

Anfang: Cross in Alaska. Die Kamera fährt weit, weit zurück; der Raum ist riesig – bevor er wieder schrumpft.

Gerade die finale Apotheose, die man so ähnlich natürlich schon häufig gesehen hat (und immer adrenalinsteigernd bleibt), zeigt, dass nur noch exotische Schauplätze (oder eben Ironie) die barocken Raum-und-Tempo-Spiele gewährleisten. Da halten sich Dinglichkeit und drängende Dringlichkeit noch die Waage. ★★☆☆☆

Weitere Premieren

Ai Weiwei. Never Sorry — Chinas populärster und renommiertester Künstler und Menschenrechtskämpfer, der 2011 verhaftet, einige Wochen später unter schweren Auflagen und gegen Kautions wieder freigelassen wurde, ist ein Star der internationalen Polit- und Kunstszene. Die junge amerikanische Dokumentarfilmerin Alison Klayman durfte ihn über drei Jahre (von 2008 bis 2011) begleiten und macht in ihrem Porträt keinen Hehl daraus, dass sie ihn zwar als «charakterstark» bewundert, aber nicht überhöht. Genau darin liegt der Reiz ihres nie langweiligen, nie gespreizt werdenden Künstler-Films. «Ich bin», so Weiwei, «sehr viel furchtsamer als viele Menschen. Denn ich kenne die Gefahr.» Kunst und Politik, Kunst und Leben sind für ihn untrennbar verknüpft,



Kunst und Politik: Künstler Ai Weiwei.

Fragen Sie Knorr

Ist «Rambo 1» («Rambo: First Blood») eigentlich ein guter Film? Andreas Günther



Urteile sind immer relativ und eine Geschmacksfrage. Bei «Rambo 1» scheiden sich die Geister besonders. Er wurde lange unterschätzt. Während die Fortsetzungen billige Selbstjustiz-Krawallerien sind, versuchte der erste Film unter der Regie des Kanadiers Ted Kotcheff, den Konflikt eines durch Vietnam traumatisierten Green-Beret-Heimkehrers mit seinen Landsleuten kritisch un-

und Klayman belegt das mit ihren genauen, aber nie anbiedernden Beobachtungen. Etwas stiefmütterlich wird, über den persönlichen wie familiären Kontext hinaus, seine Beziehung zu anderen Künstlern und Dissidenten behandelt. ★★☆☆☆

The Rum Diary — Er war mit Abstand Amerikas verrücktester Schriftsteller: Hunter S.



Jubeltex: Reporter Kemp (Johnny Depp).

Thompson (1937–2005), der vor allem mit seinen aberwitzigen Reportagen («Fear and Loathing in Las Vegas») Furore machte. Bereits mit seinem Romandebüt «The Rum Diary» lieferte er den Beweis seiner genialen Verrücktheit. Anfang der sechziger Jahre arbeitete er in Puerto Rico für eine US-Zeitung und war mehr in einem Rum-Rausch als auf Recherche. Nach Johnny Depp, der Thompson persönlich kannte, war das Manuskript verschollen. Er fand es und wollte es seit je verfilmen. Unter der Regie von Bruce Robinson spielt Depp den ewig betrunkenen Reporter Kemp, der für ein heruntergekommenes Blatt Horoskope und über Bowling schreiben muss; und für gierige Ami-Neokolonialisten, die auf einer geschützten Insel eine Hotelanlage errichten wollen, soll er Jubeltex schreiben. Das ist zum Teil wunderbar skurril (dank Aaron Eckhart, Michael Rispoli, Giovanni Ribisi und natürlich Johnny Depp), aber leider auch zu spannungslos und nüchtern inszeniert. ★★☆☆☆

ter die Lupe zu nehmen. Über weite Strecken ist das beachtlich. 1972 war David Morrells Roman «First Blood» erschienen, und nur wenige Jahre darauf wollte Kotcheff ihn verfilmen. Das Studio (Warner) lehnte ab: Das Publikum sei noch nicht reif für Vietnam-Filme. Anfang der Achtziger gab das Studio grünes Licht, 1982 kam er heraus. Am Ende sind die Anti-Vietnam-Gegner die Bösen, was den positiven Eindruck mindert.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Der Balkan mit Baba Uslender

Von Rico Bandle

Satirische Einwandererfiguren gibt es viele. Die bekannteste der Schweiz ist Mike Müllers Kosovo-Albaner Mergim Muzzafer, auch die Figur Müslüm des Bern-Türken Semih Yavsaner sorgt seit einiger Zeit auf Radiosendern und auf Youtube für Furore. Eine weitere heisst Baba Uslender, dargestellt vom Kosovo-Albaner Granit Dervishaj aus Hochdorf. Auch Dervishaj verdankt seinen Ruhm dem Internet. Bei ihm ist das Wort Satire allerdings hoch gegriffen: Dervishaj verstellt sich für seine Auftritte nicht, benötigt keine Maskerade; dass er doch ab und zu lustig ist, erscheint bei ihm häufig wie eine unbeabsichtigte Begleiterscheinung.

Nachdem ihm das Schweizer Fernsehen in einer Folge der Musiksendung «Cover Me» eine Hauptrolle übertrug und ihn verschiedene Medien als Vorzeige-Immigranten-Rapper feierten, hat Dervishaj nun auf dem Jugendkanal Joiz eine eigene Sendung erhalten: «Balkan Charts». Die Zuschauer können sich über den Internet-Telefondienst Skype in die Sendung einwählen, der Protagonist macht allerdings gleich klar, was er davon hält: «Skype han ich no nie checket. Isch eifach zu kompliziert, wenn Baba muss zu viel Tasche drucke.» Aha. Der Charme des Granit Dervishaj besteht darin, dass er auch dann lacht, wenn er unbeabsichtigt Fehler macht. Unsympathisch ist das nicht, für eine halbstündige Sendung reicht es aber auch nicht aus, selbst wenn er einen Moderationsprofi wie Gülsha Adilji zur Seite gestellt bekommt.

Die per Internet-Voting ausgewählten Musikstücke, die in der ersten Folge gespielt wurden, hätten von einem Integrationsbeauftragten zusammengestellt sein können: Die Herkunft der Interpreten war gerecht verteilt auf das Kosovo, auf Bosnien, Serbien und die Türkei. Zwei der drei Zuschauer, die sich per Skype einwählten, erwiesen sich als Freunde Dervishajs. Was dann etwa so tönte: «Baba, du kennsch mich guet, Mann (...) Jo Mann, chum mal uf Horge.» Gülsha Adilji verabschiedet sich mit dem ironischen Schlusssatz: «Nächstes Mal wird es nicht besser.» Wir können beruhigen: Schlechter kann es auch nicht werden.

Balkan Charts: Freitag, 17.30 Uhr, Joiz

«Noch viel Luft bis zum Himmel»

Alexander Pereira hat in Salzburg einen schweren Stand, Mode von hoher Qualität in Zürich. *Von Hildegard Schwaninger*



Dreimal unterbrochen: Pereira, Freundin Daniela de Souza in Salzburg.

In Salzburg gehen die Uhren anders als in Zürich. So ist beim Festspielball, den Alexander Pereira revitalisierte (es gab ihn schon zu Hugo von Hofmannsthals Zeiten, auf Schloss Leopoldskron), etwas passiert, das in Zürich undenkbar wäre. Als Pereira seine Rede hielt, wurde er dreimal unterbrochen. Vom Schauspieler Ben Becker, der sich den Zwischenruf erlaubte: «Hauptsache, du singst nicht.» Der Störenfried wurde von Sicherheitsleuten abgeführt, er gab zu, dass er gut drauf war (sprich: viel Alkohol), aber entschuldigen wollte er sich nicht. «Ich war frech, habe aber niemanden beleidigt.» In Zürich hatte Pereira den Superstar-Status, in Salzburg wird er nicht mit Samthandschuhen angefasst.

Hedwig Kainberger, die Kulturchefin der Salzburger Nachrichten, schont den Neo-Intendanten nicht. Unter dem Titel «Weiter Weg zu grossartigen Festspielen» meint sie, er habe «eine gute Hand für das allseits Berühmte», aber rundherum werde es oft «schütter» (Folge: arge Kahlstellen im Publikum, in vielen Veranstaltungen mehr Plätze frei als besetzt). Sie diagnostiziert sogar «Lieblosigkeit», da er oft «schnelle, aber nicht gute Lösungen akzeptiere». Dass Pereira die Regisseurin Alexandra Liedtke im Residenzhof ihre erste Oper inszenieren liess, nennt die Kritikerin «grob fahrlässig und das Ergebnis für die Salzburger Festspiele peinlich». Freunderlwirtschaft? Liedtke

ist mit Matthias Hartmann verheiratet, dem Direktor des Wiener Burgtheaters, der unter Pereira auch in Zürich inszenierte. Fazit der Journalistin: Obwohl es sich «so schön reimt», könne man nicht von einer Ära Pereira sprechen, sondern «vom Anfang einer Amtszeit». Auch Schauspieldirektor Sven-Eric Bechtolf «gebührt für seine erste Saison kein Lorbeer». Die beiden, so Kainberger, «haben noch viel Luft über sich, bevor sie den Himmel anrühren». Hoffen wir auf das nächste Jahr! Pereiras Freundin Daniela Weisser hat den Namen ih-



Erste Oper: Liedtke, Ehemann Hartmann.

res Ex-Mannes Otto Weisser (Erotikfotograf) abgelegt und trägt wieder ihren brasilianischen Mädchennamen Daniela de Souza. Klingt in Salzburg besser.

So selbstsicher hat man Doris Hahnloser noch nie gesehen. Weil Thomas Hahnloser aus gesundheitlichen Gründen kürzer-treten muss, hat sie zusammen mit Tochter Katja Hahnloser das Zepter im Modehaus Gassmann am Paradeplatz in Zürich übernommen. Die Familie lud zum Fest mit Modeschau. Thomas Hahnloser mischte sich unters Publikum, ass eine Bratwurst am Spieß (Catering: Marco Pfeidler), erzählte freimütig von seinem (glücklicherweise überstandenen) Burnout und dass es ihm viel besser geht, seit ihm die Frauen die Last abgenommen haben.

Geladen war man eigentlich, weil Gassmann neuerdings einen «Men's Corner» hat, wo Männermode verkauft wird (bisher nur Damen und Kinder), trotzdem waren fast nur Frauen da. Bis auf einen zur Begrüssung der Gäste engagierten Gardemass-Mann und die hübschen Jünglinge, die hinter einer improvisierten Bar Campari mit Prosecco ausschenken, weit und breit nichts als Frauen. Maria Büeler, die frühere Wirtin im Hotel «Alden», hatte ihren Mann Marcel Zischler dabei. Büeler hat von der Gastronomie in die Joaillerie gewechselt. Sie leitet jetzt die Cartier-Boutique in Luzern. Seither trägt sie, deren Markenzeichen der flotte Hut war, keine Hüte mehr.

Thema Nummer eins war natürlich die Mode. Das, worüber Frauen am liebsten reden. Die Modebranche führt einen schweren Kampf, seit vor zwölf Jahren Zara in den Ring stieg. Das spani-



Modeschau: Doris und Thomas Hahnloser.

sche Modeunternehmen Inditex, das die neuesten Trends mit Lichtgeschwindigkeit adaptiert und massenhaft zu Billigpreisen weltweit unter die Leute bringt, ist längst etabliert, auch unter vermögenden Frauen. Wie H&M und Mango. Da haben es die teuren Geschäfte nicht leicht. Beim Rundgang bei Gassmann konnte man sich überzeugen, dass die Mode der Schweizer Luxusmarke Akris, bestes Pferd im Stall (und eines der teuersten), aus edlen Materialien ist und sorgfältig verarbeitet, so dass sie ihren Preis wert ist. Fazit des Ladys-Smalltalk: Auch Frauen, die auf Zara und Co. schwören, sollten ein paar hochwertige Stücke im Schrank haben.

Im Internet

www.schwaningerpost.com



Mein Alter

Unser Kolumnist hört in Deutschland einem der grössten Dichter der Welt zu. Und erzählt von einem kleineren grossen Dichter. Von Mark van Huissing

Vergangene Woche war ich in Berlin. Ich hatte eine Einladung an das Konzert von Leonard Cohen und ausserdem zu tun in der Stadt (abgesehen davon soll man, wenn man eine Spalte schreibt wie diese, gelegentlich eine Reise unternehmen – weil man sonst wenig zu erzählen hat, nicht wahr?).

MvH wohnt immer im «Savoy», das er empfiehlt (inklusive des Restaurants «Weinrot»), obwohl es wahrscheinlich nicht das beste und sowieso nicht das neueste Hotel ist, dafür schön gelegen – im Westen, am Kurfürstendamm – und mit einer Ausstrahlung, die es nicht gibt, wenn es ein Haus erst seit ein paar Jahren gibt (das «Savoy» öffnete 1929; mit dem Besitzer bin ich bekannt). Am Nachmittag war noch Zeit, um zu Manufactum am Ernst-Reuter-Platz zu gehen. Dabei handelt es sich um ein Warenhaus mit dem Slogan «Es gibt sie noch, die guten Dinge», und man meint, der Betreiber hätte die Warenwelt durchquert, um für einen die besten und/oder besondere Erzeugnisse zu finden (Wäsche von Armor Lux aus der Bretagne oder eine Feuerhand-Sturmlaterne, das Original aus Sachsen, und so weiter). Die Preise in dem Geschäft, das vor einiger Zeit ganz von der Otto-Gruppe gekauft wurde, sind hoch, ich empfehle es trotzdem (wer schimpft, kauft; in der Schweiz bestellt man aus dem Katalog oder im World Wide Web).

Die Waldbühne am Rand des Olympiaparks im Bezirk Charlottenburg-Wilmersdorf ist einer der schönsten Orte für Konzerte, den ich bisher gesehen habe (eine Schlucht am Murellenberg, die Ränge befinden sich am Hang eines

Talkessels; Wikipedia). Ich hatte Glück beziehungsweise war unterwegs mit Sabine Hirsch, die zusammen ist und zusammenarbeitet mit Marcel Avram, dem Konzertveranstalter (leben am Zürichsee). Die Backstage erreicht man nach einer recht langen Fahrt durch den Wald. Dort stehen Container (Aufenthaltsräume respektive Garderoben der Musiker) und Zelte (Catering). Mit anderen Worten: Es erinnerte mich an die Zeit, als ich Berühmtheiten befragte und manchmal Stunden vor solchen Containern wartete, da Mitarbeiter gesagt hatten, die Künstler würden vor dem Auftritt zur Verfügung stehen (ein Fall, der eigentlich nie eintrat – Interviews gibt es nach dem Konzert, Duschen und so weiter). Ich sah Javier Mas, den Gitarre-, Laute- und Bandurriaspieler, sowie Alexandru Bublitchi, den Geiger.

Ihr Kolumnist hatte Platz 9 in Reihe 6 (weiter vorne ist nicht besser, findet er, weil sich in den ersten fünf Reihen manchmal Zuhörer befinden, die einem im Blick stehen, wenn sie sich erheben oder mit ihrem passiv-aggressiven Verhalten dafür sorgen, dass man ebenfalls aufstehen muss, Fans halt). Cohen – «einer der grössten Dichter dieser Welt», *Der Tagesspiegel*; mager, in zweireihigem Anzug mit Nadelstreifen – begann mit «Dance Me to the End of Love», wie immer, angeblich, und schloss mit seiner Coverversion von «Save the Last Dance for Me» (was ich eine gute Idee fand). In den dreieinhalb Stunden dazwischen, unterbrochen durch eine Pause, gefiel mir jedes Lied sowie die Darbietung des Künstlers und aller neun oder zehn Musiker, die ihn begleiteten. Was mir ausserdem gefiel: Cohens Haltung (er sagte, für den möglichen Fall, dass man sich erst in zehn, fünfzehn Jahren wiedersehe, gebe er heute Abend alles). Wenn ein Musiker ein Solo spielte, Sharon Robinson beziehungsweise Charley oder Hattie Webb alleine sangen, nahm er den Hut vom Kopf und hielt ihn vor die Brust – das ist anständig und selten im Unterhaltungsgeschäft wie das Wort «alt» (sein aktuelles Album, das ich empfehle, heisst «Old Ideas»; er ist im Augenblick auf «Old Ideas World Tour»).

Wenn wir es von grossen Dichtern haben: Harald Schmidt mag ich, seit er einem Kollegen, der ihn befragte, sagte, er möchte einmal von MvH befragt werden (2005). 2006 kam ein Hörbuch von ihm raus, von mir auch, übrigens – von seinem wurden in Zürich im ersten Monat 109 verkauft, von meinem 121, falls ich mich richtig erinnere. Jetzt hat er eine «neue» Show auf Sky, einem deutschen Abonnentensender. Dort sehen ihm 60 000 Leute zu, stand in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Das ist keine kleine Leistung, finde ich (meine TV-Show «MvH – The Place to Be», Pro Sieben [Schweiz], 2010 hatte zirka gleich viele Zuschauer, falls man die Wiederholungen mitzählt). Als Kleinkünstler fühlt man eine Verbindung untereinander.

Gesellschaft

Zehn oder mehr?

Von Beatrice Schlag — Wie viel erzählt man einem neuen Partner von seinem Vorleben?

Die britische *Daily Mail* berichtete kürzlich, eine Umfrage habe gezeigt, dass das Eingeständnis von zehn früheren Sexpartnern einer neuen Beziehung zuträglich sei. Es war eine jener völlig überflüssigen Erhebungen, die sich irgendeine Dating-Agentur hatte einfallen lassen in der Hoffnung, so ihren Namen gratis in die Zeitung zu bekommen. Und offenbar war *Daily Mail* an jenem Tag unterversorgt mit aktuellen Unterhaltungsthemen.



In einer vergleichbaren Studie in Deutschland merkten die Befragter zu den Ergebnissen an, dass Frauen bei dem Thema zum Understatement und Männer zur Übertreibung neigen. Sie rieten, bei Frauen ein Drittel Ex-Partner mehr zu rechnen und bei Männern ein Drittel weniger. Männer schätzen heute zwar Frauen mit Erfahrung. Die Hoffnung auf eine Jungfrau scheint ziemlich ausgerottet. Aber allzu viel Erfahrung soll es dann doch nicht sein. Frauen wünschten sich noch nie einen unberührten Mann. Sie wollen kein Neuland sein. Viel beruhigender ist, wenn er schon anderweitig geübt hat.

In der Frauenzeitschrift *Brigitte* gab es vor vielleicht zwanzig Jahren eine ähnliche Umfrage. Da lag der numerische Schnitt von Sexpartnern bei durchschnittlich dreissigjährigen Frauen noch bei über achtzehn. Es wird da also heute mehr gelogen, oder es hat eine sexuelle Selbstbeschränkung stattgefunden. Wir werden es nie wissen.

Was ohnehin viel interessanter wäre: Wer fragt eigentlich einen neuen Partner nach alten Bettgeschichten? Und wenn, warum ist es eine gute Idee, davon zu erzählen? Es gibt erotisch begabte Menschen, die frohe vergangene Erlebnisse des andern als Anregung für gemeinsame nutzen. Das Talent ist aber sehr selten. Meistens bohren sich Erzählungen des andern über aufregende frühere Erfahrungen wie kleine Stecknadeln in die Seele. Kann man mithalten? Ist man attraktiv und kühn genug? Wer nicht sehr sicher ist, dass ihr neuer Mann oder seine neue Frau ein hervorragendes Selbstvertrauen hat, ist hoffentlich weise und schützt Vergesslichkeit vor. Oder entschärft zumindest, was nicht zu leugnen ist.

Ladylike und dabei jung

Von Jürg Zbinden

1 — Die 750-Weissgold-Kette reiht Rosaquarz, Rauchquarz, Grünquarze, blaue Topase und violetten Amethyst aneinander. Die dreireihige Edelsteinkette mit dem Bohemian Chic passt ebenso gut zur Jeans wie zum Strandkleid von Pucci. Sie kostet Fr. 4150.–, und erhältlich ist sie in einer der zwölf Kurz-Filialen: www.kurzschmuckuhren.ch.

2 — Die Bluejeans ist zweifellos das populärste Kleidungsstück des zwanzigsten und vermutlich auch noch des einundzwanzigsten Jahrhunderts. Ob man sie liebt oder hasst, ist ihr schnurzegal. Ihren Look und ihre Farbintensität wechselt sie nach Belieben, mal kommt sie zerschlissen und verwaschen daher, mal bestickt oder genietet, zerlöchert oder brandneu, in der Gesellschaft eines schlichten T-Shirts oder einer verwegenen Motorradjacke, an einem Mann oder einer Frau. Und es tragen sie – bis auf den Pontifex – (fast) alle, das Staatsoberhaupt, die Hausfrau, der Lehrer, der Banker und der Punk. Das abgebildete Modell stammt von Replay White Seal und kostet Fr. 389.–. Zu erwerben im ausgewählten Fachhandel.

3 — Die Beliebtheit der Lederjacke ist dank Marlon Brando ebenso ungebrochen wie jene der Bluejeans. Eine besonders coole Version für die Biker-Lady von Welt ist die abgebildete Replay-Jacke mit Tweedeinsatz, und mit Fr. 589.– ist sie noch nicht einmal sündhaft teuer. Im ausgewählten Fachhandel erhältlich.

4 — Jean-Claude Ellena, die «Nase» des Luxushauses Hermès, sagt zur Neulancierung von «L'Ambre des Merveilles»: «L'Ambre» hüllt die Frau in eine sinnliche, geheimnisvolle Aura ein. In diesem neuen Kapitel widme ich mich einem der Geheimnisse des Amberduftes: Irgendwo zwischen Genuss und Sinnlichkeit verbindet sich das Aroma der Vanille mit dem warmen Duft von Labdanum und den feuchten Noten von Patschuli.» Und: «Für L'Ambre» wurde der berühmte Stehauf-Flakon der Linie «Merveilles» noch wertvoller, noch geheimnisvoller gestaltet. Der breite Goldring, der den Flakon nun so schön umfasst, lässt die Glaskugel wie eine Lupe erscheinen und bringt den Sternenregen auf der Vorderseite wunderbar zur Geltung.» Das Eau de Parfum (50 ml) kostet Fr. 128.– oder Fr. 182.– (100 ml). Erhältlich in den Hermès-Boutiquen.



Am Hofe des Narren

Von *Andreas Thiel* — Es geht nichts über einen guten Hofnarren. Wenn er auch sonst zu nichts taugt, so ist er doch wenigstens lustig.

König: Noch ein Bier!

Mundschenk: Das Fass gibt keinen einzigen Tropfen mehr her, mein König, es scheint wie ausgetrocknet.

König: Wie kann das sein? Das Fass war doch eben noch randvoll?

Baron: Vielleicht ist das Bier verdunstet, mein König. Ich habe mal einen ganzen Ozean so schnell verdunsten sehen, dass die Fische in der Luft stehengeblieben sind.

König: Schweigt, Münchhausen. Mundschenk, was ist mit dem Bierfass los?

Mundschenk: Seit sich der Hofnarr am Fass zu schaffen gemacht hat, kommt kein Bier mehr raus.

König: Der Hofnarr? Wo steckt er denn?

Mario Draghi: Hier, mein König. Ihr habt gerufen?

König: Was hast du mit dem Fass angestellt, Hofnarr?

Mario Draghi: Ich habe dem Fass den Boden rausgeschlagen, damit Ihr es nie mehr bis auf den Grund leertrinken könnt.

Die ganze Tafelrunde: Hahaha!

König: Das bringt das Fass zum Überlaufen.

Mario Draghi: Im Gegenteil, mein König, es brachte das Fass zum Auslaufen.

Die ganze Tafelrunde: Hahahaha!

König: Bist du des Wahnsinns, Narr?

Mario Draghi: Wieso? Ihr habt doch eine Bierchwemme gewünscht.

Die ganze Tafelrunde: Hahahaha!

König: Aber jetzt haben wir ein leeres Fass.

Mario Draghi: Nein, nur ein Fass ohne Boden.

König: Und mein Glas ist auch leer.

Mario Draghi: Betrachtet Euer Glas nicht als leer, sondern nur als nicht voll.

König: Das ist eine bodenlose Frechheit!

Mario Draghi: Nein, mein König, nur ein bodenloses Fass.

Die ganze Tafelrunde: Hahahaha!

Baron: Gratuliere, mein König, dank der Klugheit Eures Hofnarren seid Ihr der einzige Herrscher weit und breit, dessen Vorräte nun ins Bodenlose reichen.

König: Schweigt, Münchhausen.

Baron: Seid doch stolz auf Euren Narren. Die Bodenlosigkeit wird euch Ruhm und Ehre verschaffen. Ich erstand mal von einem glücklichen Junker ein Tischlein, das sich selber deckte.



Mario Draghi: Oh! So etwas würde ich auch gerne mein Eigen nennen. Verkauft Ihr es?

Baron: Der Preis wäre zu hoch für dich, Narr.

Mario Draghi: Nennt den Betrag. Ich stelle Euch einen Check aus, der sich selber deckt.

Die ganze Tafelrunde: Hahahaha!

König: Wah! Ein Gespenst geht um!

Bischof: Fürwahr, ein mächtiger Geist schwebt über unseren Häuptern!

Baron: Ich habe mal einem Mohren aus dem Orient eine Öllampe abgekauft, da war ein Flaschengeist drin...

König: Schweigt, Münchhausen.

Bischof: Gib dich zu erkennen, Unseliger. Wer bist du?

König: Und wenn du ein Flaschengeist bist, dann bringe Bier!

Gespenst: Ich bin das Gespenst der Inflation.

Mario Draghi: Beruhigt Euch, mein König, er bläst sich nur auf.

Die ganze Tafelrunde: Hahaha!

König: Ich will jetzt ein Bier!

Mario Draghi: Man kann auch ohne Alkohol lustig sein, mein König.

König: Aber deine Scherze löschen meinen Durst nicht.

Mario Draghi: Rede ich zu wenig flüssig?

Die ganze Tafelrunde: Hahaha!

haha!

König: Soll ich etwa deine Witze schlucken?

Mario Draghi: Wieso nicht? Ich habe die Weisheit ja auch mit dem Löffel gegessen.

Die ganze Tafelrunde: Hahahaha!

König: Wie sollen wir denn nun ohne Bier unser Erntedankfest feiern?

Baron: Aber die Ernte war doch schlecht, was gibt es da zu danken?

König: Ihr habt recht, die Abgaben gingen stark zurück. Deshalb haben wir die Steuern erhöht. Die Bauern haben dieses Jahr nicht jeden zehnten, sondern jeden dritten Teil abliefern müssen. Für uns war die Ernte also gut.

Bischof: Dann sollten wir nun Gott danken für die hohen Steuern.

König: Nein, dem Narren, es war seine Idee.

Die ganze Tafelrunde: Hahahaha!

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Le vin, c'est moi

Von *Peter Rüedi*



Die einzig anständige Art, zu viel Geld zu bekommen, ist erben. Heisst es. Jede andere Ansammlung von Reichtum verbiegt den Charakter. Die einzig honorige Art, an eine der Flaschen aus den kultischen Bereichen der Bordeaux Premiers Crus zu gelangen, ist, in diesen verrückten Zeiten, sie geschenkt zu bekommen. Oder einen Freund zu treffen, der die richtigen Freunde hat. Wie anders käme ich zu diesem Haut-Brion aus dem diskreten Jahr 2007? Gut, als Lohnschreiber wird man ja gelegentlich zu Degustationen geladen (wobei die Meinungen auseinandergehen, ob das zu den feinen Arten des Broterwerbs zählt).

Doch dieser sündig junge, sündhaft teure und schon verboten gute Bordeaux stand plötzlich in der Hütte eines Friends auf dem Tisch, der sonst auch die bescheideneren Rioja-Bouteillen aus dem guten Angebot von Coop nicht scheut. Fiel also schon mal jeder Klimbim weg, die hochamtssässige Dekantiererei über Bienenwachskerzen zum Beispiel. Ein bisschen Luft brauchte er schon, aber in die Karaffe kam er eher auf die krude Art Dürrenmatts, der Antiquitäten auszuschütten pflegte, als wären sie Hahnenwasser (und miraculös im letzten Moment doch das Depot zurückbehielt). Will sagen: Wir näherten uns diesem dunklen, rauchigen, tabakigen, konzentrierten, komplexen Superlativ, als wäre er irgendein Wein. Dementsprechend war die Fallhöhe, der Sturz in einen unvergleichlich abgefederten, tanninsanften langen Nachhall. Ein Gefühl wie in Abrahams Schoss. Lag's an der Bergluft, dass wir diesen Haut-Brion hinreissender fanden als alle einschlägigen Tester? Wohl möglich. Bei der Bewertung solcher Weine wird ja jeder Faktor bedacht, nur nicht der unfassbare wichtigste: die Umstände, unter denen wir sie trinken. Die Atmosphäre, im buchstäblichen und im übertragenen Sinn. Die Luft. Und unsere seelische Verfassung. *Le vin, c'est moi*. Da muss ich im Übrigen nicht notwendig überschäumender Laune sein. Auch das Bedürfnis nach Trost kann einen Wein wachsen lassen.

Château Haut-Brion: Premier Grand Cru Classé Graves Pessac-Léognan 2007. 13%. Magnum. Wermuth, Zürich. Fr. 1026.-. www.wermuth.ch



Dubai – Silvester in der Welt von morgen

Weltwoche-Leserreise: Unter der Sonne Arabiens vom 28. Dezember bis 2. Januar auf das neue Jahr anstossen

Entfliehen Sie dem kalten Winter, und verbringen Sie die Neujahrszeit in Shorts und T-Shirt. Bestaunen Sie in der Welt der Superlative Bauwerke, die jede Vorstellungskraft übersteigen. Roger Federer weiss, wo es für ihn und seine Familie angenehm ist; er wohnt seit geraumer Zeit in Dubai und geniesst wahrscheinlich an Silvester auch das gigantische Feuerwerk vor grandioser Wolkenkratzerkulisse.

Dubai ist ein Ort zum Staunen und manchmal auch zum Kopfschütteln. Dort, wo sich Hotels wie Segel blähen, Häuser gen Himmel hetzen und Antilopen in der Wüste äsen, ist alles möglich. Morgens vom höchsten Gebäude der Welt den Blick in die Ferne schweifen lassen, danach einen Afternoon Tea im Marmortempel «Emirates Palace» geniessen und später an unvergleichlichen Traumstränden entspannen. Eine Welt ist den einheimischen Visionären längst nicht genug. Man bedrängt sogar das Meer und verziert es mit Inseln in Form von Palmen und einem Abbild der Erde.

Wer sucht, der findet aber auch Orte, die in starkem Kontrast zur Welt des Überflusses und des Gigantismus stehen. Auch diese werden wir Ihnen zeigen: das orientalische Flair auf dem Markt von Schardscha, den Goldsouk, eine der schönsten Moscheen der Welt in Abu Dhabi und die traditionellen Häuser mit ihren Windtürmen. Nehmen Sie sich nach den meist an-

strengenden Weihnachtstagen eine Auszeit, und lassen Sie sich verzaubern von Dubais Glanz und Glamour, von den Farben der Wüste und den feinen Gerüchen des Orients.

Und das sind die Reise-Highlights

- **Festlich:** Gala-Dinner am 31. Dezember 2012. Auf ein erfolgreiches 2013 anstossen und das gigantische Feuerwerk bewundern.
- **Höher:** Den Blick von der Aussichtsterrasse des Burj Khalifa, des mit über 800 Metern höchsten Gebäudes der Welt, geniessen.
- **Schneller:** Beim optionalen Besuch des Yas Marina Circuit schlagen Formel-1-Herzen höher – auf besonders Mutige wartet der Rausch der Geschwindigkeit bei einer Testfahrt.
- **Weiter:** Die scheinbar endlose Weite der Wüste spüren und bei Sonnenuntergang und einem kühlen Drink das intensive Farbenspiel der Dünen erleben – wie ein Märchen aus 1001er Nacht!
- **Authentisch:** Zu Besuch bei einer Familie des Mittelstandes. Wie werden Traditionen und Moderne vereint? Bei herzhaften Mezze lassen sich solche Themen bestens diskutieren.
- **Märchenhaft:** Auf den Märkten in Dubai und Schardscha die Farben und Düfte des Orients und das Glitzern des Goldes erleben und um die besten Preise feilschen.
- **Kulinarisch:** Datteln und Kamelmilch gehören zu Dubai wie der Käse zur Schweiz. Beim Besuch einer Dattel- und Kamelfarm erfahren

Sie ein wenig mehr über die exotischen Alleskönner.

- **Atemberaubend:** Mit dem Wasserflugzeug die Megaprojekte aus der Vogelperspektive sehen und sich der Ausmasse der künstlichen Inseln bewusst werden (fakultativ).
- **Paradiesisch:** Den Aufenthalt in Dubai in einem schönen Hotel am Strand verlängern. Bleiben Sie dem kalten Schweizer Winter noch etwas länger fern (optional).

Weltwoche-Spezialangebot

Weltwoche-Leserreise: Dubai

28. Dezember 2012 bis 2. Januar 2013

Reisearrangement

Für Abonnenten:	Fr. 3900.–
Für Nichtabonnenten:	Fr. 4200.–

Detailprogramm/Anmeldeformular

Weitere Informationen zur Reise finden Sie auf www.weltwoche.ch/platinclub.

Veranstalter

Reiseveranstalter ist die auf Expertenreisen spezialisierte Reiseagentur cotravel in Allschwil BL (www.cotravel.ch).

Telefon: 061 308 33 00

E-Mail: cotravel@cotravel.ch



Auto

Goldener Herbst

Am neuen 911er-Cabrio von Porsche ist fast alles neu. Davon merkt man zum Glück nicht viel. *Von David Schnapp*

Als ich den neuen Porsche 911 abholte, ging es mir wie einer alten Tante, die ihren Nefen wieder mal zu Gesicht bekommt. Ich sagte zu dem Mann von Porsche Schweiz: «Der ist aber gross geworden.» Er war einverstanden, dass man bei diesem Auto nicht von einem Kompaktwagen sprechen könne. Grösse ist nicht an sich etwas Schlechtes. Dass der neue Elfer, wie man einen der legendärsten Sportwagen der Welt liebevoll nennt, gewachsen ist, eine breitere Spur hat und einen längeren Radstand, verbessere die Agilität und die Traktion, heisst es bei Porsche.

Porsche 911 Carrera S Cabriolet

Leistung: 400 PS, Hubraum: 3800 ccm

Höchstgeschwindigkeit: 299 km/h

Preis: Fr. 153 000.–

Testwagen: Fr. 187 340.–



Das Auto ist grösser, aber leichter geworden (minus 55 Kilogramm). Jetzt ist der Elfer zwar fast 4,5 Meter lang und damit länger als der Minivan VW Touran. Erstaunlicherweise ändert sich für den Fahrer nicht viel. Wenn er den Elfer eine Passstrasse hochjagt, hat er nicht den Eindruck, ein grosses Auto zu lenken. Der neue ist so agil, wie man es von einem Elfer kennt. Die neuen Dimensionen bringen aber Vorteile auf der Autobahn, dort ist der Wagen jetzt deutlich komfortabler, läuft merklich ruhiger, was man durchaus schätzt.

«Aber die Farbe»

Ich hatte Glück, der Porsche wurde mir als Cabriolet zur Verfügung gestellt, und es war eine schöne Spätsommer-Herbst-Woche. Die offene Carrera-Version sieht wirklich gut aus. Eine neue Dachkonstruktion (Flächenspiegelverdeck) macht es möglich, dass die Form des Coupés ohne Kompromisse erhalten bleibt. Mein Testwagen stand zudem auf Eindruck schindenden 20-Zoll-Rädern, auch das sah gut aus. Aber, jetzt kommt's, lackiert war das Auto in «Limegoldmetallic», einer sehr speziellen

Farbe, die man für 3700 Franken extra bestellen kann und die wie die Kreuzung eines Goldbarrens mit einer nicht ganz reifen Limette aussieht. Der Barmann, bei dem ich das Mittags-sandwich gerne hole, fand den Wagen toll, «aber die Farbe...». Und eine Kollegin rief mir nach: «Das ist keine schöne Farbe!»

Dafür war dem Elfer grosse Aufmerksamkeit sicher. Ich fuhr mit offenem Verdeck den Zugersee entlang (sehr cool ist übrigens das neue, automatische Windschott) oder über die A1 oder von Zürich Richtung Einsiedeln, wo es wunderbare Landschaften für Cabriofahrer gibt. Überall gab es Zuschauer für die offene Ikone aus Stuttgart. Und sie bekamen auch was zu hören. Die Porsche-Akustiker haben am Auspuffsound gearbeitet und Erstaunliches geschafft. Mit der Sportabgasanlage (Fr. 3630.–) bellt der Sechszylinder-Boxermotor zwar immer noch so heiser, wie man das gerne hat, aber wenn das PDK-Getriebe (Fr. 4890.–) runterschaltet und automatisch Zwischengas gegeben wird, könnte man fast meinen, einen Achtzylinder zu fahren.

Fazit: Wer einen 911er kauft, bekommt einen generalüberholten Klassiker auf dem neuesten Stand der Technik, und das hat seinen Preis. Fast alles wird zusätzlich in Rechnung gestellt. Wenn man bereit ist, den Preis zu bezahlen, fährt man einen wunderbaren offenen Sportwagen, der seinen Reiz und seinen Wert lange erhält.

«Acker besteht»

Die kaufmännische Angestellte Ursula Romer, 56, und der Kulturwissenschaftler Uwe Degreif, 59, sind seit drei Jahren verheiratet. Er weiss alles über die dörfliche Hochzeit im 19. Jahrhundert. Sie in der Zwischenzeit auch.

Uwe: Dem Ausspruch «Liebe vergeht – Acker besteht» folgten die bäuerlichen und dörflichen Heiraten im 19. Jahrhundert. Der Alltag gestaltete sich mühsam, und weder das Überleben der Kinder noch die Gesundheit des Viehs waren garantiert. Die Erträge des Bodens variierten von Jahr zu Jahr. Eine der wenigen Gewissheiten war, dass dieses Stück Land im nächsten Jahr wieder einen Ertrag bringen würde. Der Acker garantierte das Fortbestehen der Familie, nicht die Liebe.

Ursula: Generell konnten Frauen kein Eigentum besitzen, die Mitgift ging mit der Eheschliessung an den Mann über. Selbst im seltenen Fall einer Scheidung erhielt sie nichts zurück; lediglich die Hochzeitsgeschenke verblieben bei ihr. So war ihre Rolle ganz an den Status des Mannes gebunden. Als Frau eines reichen Bauern war sie mächtig. Als Frau eines Schreiners schon weniger, und als Tagelöhnerin war sie im Überlebenskampf ihrem Mann gleichgestellt. Der Entfaltungsspielraum einer Frau richtete sich also automatisch nach den Möglichkeiten ihres Mannes, und so blieben ihre Lebenswelten gezwungenermassen ähnlich. Heute spricht man viel davon, dass sich Gegensätze anziehen. Wer allerdings eine dauerhafte Beziehung führen möchte, der sollte, wie die Experten sagen, in Bezug auf Charaktereigenschaften und Lebensziele auf die Ähnlichkeit achten. Sie schafft Verständnis und Vertrauen. Das erfuhren wir auch in unserer eigenen Beziehung.

Uwe: Anders als man denken könnte, gab es vor 200 Jahren auf dem Land viel mehr Skandalehen als in der Stadt. Viele Knechte und Mägde hatten kein Recht zu heiraten, weil ihr Besitz zu gering war. Diese Menschen lebten in sogenannten Winkelehen, also in nicht legalisierten Partnerschaften. Rechtlich gültig war nur eine Ehe, die von der Kirche geschlossen und von der Kanzel herab verkündet wurde. Die Ziviltrauung gilt in Deutschland erst seit dem Jahr 1876, in der Schweiz seit 1875, und fortan galt nur eine vom Staat geschlossene Ehe als rechtsgültig. Die Hochzeit war das grösste Lebensereignis schlechthin. Man sprach von einem Ehrentag:



«Viel mehr Skandalehen auf dem Land»: Ehepaar Degreif-Romer.

Im Vorfeld gab der sogenannte Hochzeitslader die frohe Kunde von Haus zu Haus bekannt, in der Kirche verkündete der Pfarrer die Hochzeit mehrfach von der Kanzel. Nach der Trauung veranstaltete man einen Zug durchs Dorf, oder man fuhr die Aussteuer auf dem Wagen ins Haus. Viele Neugierige, Freunde, die Familie und Bekannte kamen zum Begutachten der Ausbeute und des Hausrats. Man gratulierte und übergab bei dieser Gelegenheit ein Geschenk. Schon in den Wochen und Monaten davor arbeitete die Braut auf die Hochzeit hin und erhielt dabei vielfache Unterstützung aus ihrem Umfeld. Betrachtet man den heutigen Trend zu bombastischen Hochzeiten, erkennt man durchaus Parallelen.

Ursula: Hochzeiten bieten auch heute eine Gelegenheit, sich vor aller Öffentlichkeit zueinander zu bekennen. Mit einer grossen Feier bringt man auch heute zum Ausdruck: Seht her, wir mögen uns, und wir planen eine gemeinsame Zukunft. Die meisten Paare leben

bereits in einer gemeinsamen Wohnung, manche haben schon ein Kind zusammen. Unter diesen Umständen richtet sich das Bekenntnis weniger an den Lebenspartner und die Familie als vielmehr an den Freundeskreis. Dieser weiss allerdings längst, dass es keine Garantie dafür gibt, dass die Ehe auch wirklich halten wird. Bekanntlich ist die aktuelle Scheidungsrate sehr hoch. Vielleicht ist das Bedürfnis nach Romantik aus diesem Grund heute so gross.

Uwe: Dafür ist eine Trennung nicht mehr unbedingt existenziell. Wir denken nicht mehr in Hektar und Morgen, die meisten haben einen Beruf erlernt und verdienen ihr Geld, indem sie Kenntnisse anwenden, die auf Informationen basieren. Unser Überleben ist nicht mehr an die Scholle gebunden und auch nicht mehr an das, was uns vererbt wird. Aber die Liebe vergeht trotzdem öfter, als uns lieb ist.

Protokoll: Franziska K. Müller
Uwe Degreif (Hrsg.): Hochzeit im Oberland.
Ein ABC des Heiraten. Biberacher Verlagsdruckerei



MEHR ALS NUR EIN SIGNET. EINE VERPFLICHTUNG.

DAS OFFIZIELLE ROLEX SIGNET IST AUSSCHLISSLICH DEM ROLEX FACHHÄNDLER VORBEHALTEN. NUR ER BIETET EINE GROSSE AUSWAHL UNTERSCHIEDLICHSTER ROLEX ARMBANDUHREN UND BESITZT DIE EXPERTISE, UM DIE TECHNISCHE ZUVERLÄSSIGKEIT UND DEN GLANZ EINER ROLEX DAUERHAFT ZU ERHALTEN. JEDER NEUEN ARMBANDUHR VON ROLEX LIEGT EINE GARANTIEKARTE BEI, DIE ZUGANG ZUM NAMHAFTEN WELTWEITEN NETZWERK DER OFFIZIELLEN ROLEX FACHHÄNDLER GEWÄHRT.



OYSTER PERPETUAL SUBMARINER DATE
IN 18 K. WEISSGOLD

BEYER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63 · beyer-ch.com


ROLEX